355.0943
G 89w

Der Weltkrieg und seine Probleme

Von

Wilhelm Groener

Verlag von Georg Stilke, Berlin

20 - SA

THE UNIVERSITY
OF ILLINOIS
LIBRARY
355.0943
G 89w

Return this book on or before the **Latest Date** stamped below. A charge is made on all overdue books.
University of Illinois Library

NOV 30 1943

M32

Schriftenreihe der Preußischen Jahrbücher
Nr. 1

Der Weltkrieg und seine Probleme

Rückschau und Ausblick

Von

Wilhelm Groener
Generalleutnant z. D.

Verlag von Georg Stilke, Berlin
1920

Digitized by the Internet Archive
in 2017 with funding from
University of Illinois Urbana-Champaign Alternates

https://archive.org/details/derweltkriegunds00groe

355.0943
G 89w

30 Okt. 21 Tönnesi

Inhalt.

		Seite
1.	Der politische Gedanke vor dem Kriege	5
2.	Graf Schlieffen und der operative Gedanke	16
3.	Die staatsmännische Führung im Kriege	33
4.	Der politische Gedanke und die Kriegführung	37
5.	Volkswirtschaft und Kriegführung	46
6.	Die englischen Waffen	57
7.	Die Kriegskonjunktur	60
8.	Der wirtschaftliche Durchbruch	64
9.	Millionenheere und Technik	70
10.	Die feindliche Führung	82
11.	Der Schlußakt	85
12.	Nemesis	101

geliehen 19 May 21 St. 1.40

462359

1. Der politische Gedanke vor dem Kriege.

In der Kette politischer Entwicklung seit dem Jahre 1871 fehlt kein Glied, folgerichtig ist die Geschichte ihren Weg gegangen, und alle guten Ratschläge post festum, wie es hätte anders gehen können, täuschen nicht darüber hinweg, daß eine unerbittliche Logik — man mag es auch Schicksal oder anders nennen — die Welt regiert. Die Erkenntnis von Ursache und Wirkung wird dem Lebenden schwer; er sträubt sich gegen die Beweiskraft der Tatsachen, weil er von den Illusionen, die ein grausames Geschick ihm zerstört hat, sich auch dann noch nicht trennen will.

Welle auf Welle sich fortpflanzend und anwachsend zu mächtiger Flut ist der „Weltkrieg" über uns gekommen. Ist dies eine neue Erscheinung geschichtlicher Umwälzung? In der Ungeheuerlichkeit der Menschenopfer hat sie keinen Vorgang, wohl aber in ihrer historischen Bedeutung. Der Kampf der griechischen Welt mit dem Orient, der Kampf der germanischen mit der römischen Welt hat ähnliche Wirkungen ausgelöst, wie wir sie von dem Weltkrieg zu erwarten haben, in dem wir, wenn auch mit niedergelegten Waffen, noch mitten drin stehen. Das Ende der staatenumwälzenden Bewegung, der Beginn einer weltwirtschaftlichen Wiedergeburt ist noch nicht zu erkennen. Der erste Akt der Tragödie liegt hinter uns — der Kampf mit den Waffen; der zweite Akt spielt jetzt auf der Bühne —, die inneren Umwälzungen bei den unterlegenen Völkern; der dritte Akt scheint um die Frage „Weltrevolution oder Weltwirtschaft" zu gehen; ob der vierte der letzte sein und mit einer Apotheose auf den Völkerbund der Vorhang fallen wird, ist sehr fraglich.

Der Vorsehung hinter die Kulissen zu sehen, ist nur selten einem Sterblichen beschieden. Hat er eine Parteibrille auf der Nase, gelingt es ihm sicherlich nicht; ebensowenig wie er ein wahres Urteil gewinnt über Ursache und Wirkung in der Vergangenheit. Da es keinem Lebenden beschieden sein kann, von einem Standpunkt außerhalb des Erdkreises die Begebenheiten in dem gestörten Ameisenhaufen, den man Erde nennt, ruhigen Gemütes und klaren Auges zu betrachten, so soll auch hier kein Urteil gefunden werden. Wohl aber ist es angezeigt, dem Gedanken nachzuspüren, der in der Kette der politischen Entwicklung gewissermaßen als Leitmotiv zu erkennen ist.

Die Motive menschlichen Handelns können gut oder böse sein; nicht selten überwiegt das Böse, oftmals nur im Unterbewußtsein des Handelnden, eingehüllt in das Brokatmäntelchen der Tugend. Neid, Eifersucht, Selbstsucht, Eitelkeit, Machtgier, Haß benützen gerne diese glitzernde Hülle, um desto heimtückischer und gefährlicher zu sein; sie sind häufige Triebfedern menschlichen Handelns im Kleinen wie im Großen. In der Völkerpsyche spielen sie keine geringere Rolle als im Leben des Einzelnen, im Gegenteil, in der Masse erscheint nur der böse Kern verschwindend klein gegenüber dem mächtigen Brokat, das sich die Völker über die Schultern legen.

Daher das Alpdrücken des Fürsten Bismarck und die Sorge des alten Grafen Moltke um den Bestand des Deutschen Reichs, des neuerstandenen und aufstrebenden; gegenüber dem offensichtlichen Neid der europäischen Großmächte, die plötzlich statt des kleinen Preußen ein geeintes, mächtiges deutsches Volk unter Bismarcks gefürchteter Führung neben sich emporgewachsen sehen, das in ihrer Einbildung bereit scheint, die Hegemonie Europas an sich zu reißen. So entsteht aus den kleinen Keimen des ersten Neides, vermischt mit denen der Rachsucht, in der Psyche der Völker jene die Zukunft Deutschlands schwer bedrohende Empfindung des Argwohns und Mißtrauens, mit denen mehr und mehr die europäische Atmosphäre geschwängert wird. Von dieser Empfindung bis zu dem Gedanken, bei passender Gelegenheit dem Emporkömmling wieder den Garaus zu machen, ist kein weiter Weg. Das ist das

Alpdrücken, das den Fürsten Bismarck bis zum Tode nicht verläßt; das ist die Sorge, die der alte Graf Moltke ausspricht, wenn er den Bestand des Reiches vor 50 Jahren nicht für gesichert und alle Vorkehrungen für nötig hält, um den Kampf gegen die vereinigte romanische und slavische Welt erfolgreich bestehen zu können. Wie die angelsächsische Welt bei einem solchen Kampfe sich verhalten, ob sie etwa der germanischen sich beigesellen würde, blieb unklar. Der starke Gegensatz zwischen England und Rußland in den orientalischen und asiatischen Fragen bot der deutschen Staatskunst willkommene Gelegenheit, mit der slavischen wie mit der angelsächsischen Welt auf gutem Fuße zu bleiben, wozu auch die guten Beziehungen der Fürstenhäuser nicht unwesentlich beitrugen. —

Wer von der menschlichen Natur Unmögliches verlangt, wird scheitern. Das Rechtsgefühl zwischen Völkern verschiedener Rasse und Geschichte ist ein unsicherer Boden für die Führung politischer Geschäfte. Erreichbar bleibt stets nur das aus der Abwägung der gegenseitigen Interessen hervorgehende Kompromiß auf der mittleren Linie, das bis zu einer gewissen Toleranz nach der einen oder anderen Seite reichen kann. Andernfalls ist die Anwendung der physischen Macht von den einfacheren Druck- und Zwangsmitteln bis zum Kriege der ganzen Völker das zu allen Zeiten bis auf den heutigen Tag übliche und in der Wirkung — wenn auch oft anders als man selbst gehofft — nie versagende Mittel zur „Verständigung". —

Wie stellte sich Fürst Bismarck nach 1871 zu diesem oder jenem Mittel der Staatskunst? Was waren die Leitmotive seiner Politik? Stramme Abweisung der Revanche-Neigungen Frankreichs und Schonung des Argwohns und Mißtrauens Rußlands und Englands. Der „Neid" dieser beiden mußte neutralisiert werden, damit Deutschland, das eben erst wiedergeborene, friedlich wachsen konnte. Es war zu erwarten, daß England wie Rußland zufrieden waren, wenn Deutschland seine Hände nicht in das Netz orientalischer und asiatischer Politik mischte; eine Bedrohung der englischen Seeherrschaft durch deutsche Begierde schien damals noch ein lächerlicher

Gedanke. So verging das erste Jahrzehnt nach der Wiederaufrichtung des Deutschen Kaiserreichs im friedlichen Wettbewerb wirtschaftlicher Kräfte, wobei Deutschland noch nicht als ernsthafter Konkurrent für den englischen Markt in Betracht kam.

Das Alpdrücken des Fürsten Bismarck schwand trotzdem nicht; es fing sogar an, drückender zu werden, als nach dem Berliner Kongreß die slavische Welt in Gärung geriet, weil sie ihre Balkan-Begierde nicht befriedigt fühlte. Die „Koalition" Rußlands und Frankreichs, des Panslavismus mit der Revanche, zeichnete sich als drohendes Gespenst bereits deutlich am Horizont der Zukunft ab. Um so wichtiger schien es für die deutsche Politik, Zurückhaltung zu üben, um die deutsche Machtstellung, die eben erst in die Jugendentwicklung eingetreten war, nicht vorzeitig einer sehr ungewissen Probe auszusetzen. Die empfindlichsten Interessengebiete waren der Orient, Afrika und das Meer. Das gesteigerte Kraftbewußtsein des jungen Burschen Michel wollte die von seinem Erzieher Bismarck angeordnete Fernhaltung von diesen Gebieten nicht immer ruhig hinnehmen; immerhin der Alte hatte die größten Erfolge der Staatskunst hinter sich und wurde auch zu Hause mächtig gefürchtet, nicht nur draußen in der Welt. Dieser Staatskunst gelang es, die Rückendeckung Deutschlands an Rußland festzuhalten und doch dem gefahrdrohenden Koalitionsgespenst einen Dreibund entgegenzustellen, ehe das Gespenst in die Nähe gerückt war. England sah dem Festlandsspiel interessiert zu und beobachtete die Balance of power. So verging das Jünglingsalter des deutschen Burschen, der zwar einige Ausflüge nach Afrika gemacht, aber sonst doch zu Hause geblieben war und vor allem fleißig an Kohle und Eisen gearbeitet hatte. Dies wollte dem Nachbar jenseits des Kanals zwar nicht gefallen; doch konnte dem deutschen Fleiß der Lohn wohl gegönnt werden, solange Michel das Eisen nicht dazu verwandte, um viele Schiffe zu bauen, und die Kohle nicht dazu, um mit den vielen Schiffen das Weltmeer zu befahren. Trat dieses ein, dann konnte England, selbst wenn es die Konkurrenz auf dem Weltmarkt noch nicht zu

fürchten hatte, den Argwohn und das Mißtrauen nicht mehr unterdrücken. Dann wuchs das drohende Gespenst der Koalition zu mächtiger Ausdehnung.

In dieser Zeit der deutschen Konsolidierung und Machtentfaltung in Europa war Frankreichs Revanche-Neigung nicht geringer geworden. Kleinere Störungen in den Beziehungen konnten überwunden werden; der Vergleich der eigenen Kraft mit der Deutschlands, besonders auch auf wirtschaftlichem Gebiet, ließ den Neid tiefer fressen. Ausbrüche kriegerischer Art wagte Frankreich nicht; es fühlte sich selbst nicht stark genug, und eine Hilfe Rußlands oder Englands war bei dem Waffengang höchst unsicher; mit einer nur platonischen Unterstützung war Frankreich nicht gedient. Noch war die Entwicklung des Koalitionsgedankens nicht weit genug gediehen. Vor allem war geduldig zu warten, bis der gefürchtete Alte das Zeitliche gesegnet hatte. Bei seiner robusten Gesundheit war dies leider noch nicht so bald zu erwarten. Ein Glückszufall für Frankreich trat ein. Noch hatte Michel das zwanzigste Lebensjahr nicht erreicht, da wurde der alte Erzieher vorzeitig entlassen.

Wie so oft im menschlichen Leben es geht, wenn die Jugend, die bisher unter starker Hand gehalten, plötzlich los- und sich selbst überlassen wird, so erging es auch Michel nach der Entlassung des Erziehers. Noch zwar betätigte dieser sich als unbequemer Mentor und reizte zum Widerspruch anstatt zur Einsicht, wie dies nichts Ungewöhnliches im menschlichen Leben ist. Michel hatte zu allem hin noch eine reiche Erbschaft gemacht, ein blühendes Geschäft in Handel und Industrie, das von Jahr zu Jahr glänzender ging. In demselben Tempo stieg das Selbstgefühl des von innerer, verhaltener Kraft strotzenden Burschen. Mächtig zog es ihn hinaus in das Leben der Völker, über die bisherigen Grenzen der heimatlichen Scholle, hinaus auf das Meer und in ferne Länder, wie dies andere schon in Vorzeiten getan hatten. Kolonien und eine achtunggebietende Flotte neben dem guten, braven, alten Heer zu besitzen, war Michels sehnlichster Wunsch, dessen Erfüllung, da er reichlich über Kohle und Eisen gebot, leicht schien.

Leider war keiner mehr da, der Alpdrücken bekam. Der alte Moltke war längst zur großen Armee gegangen, und der Alte vom Sachsenwald, den zwar das Alpdrücken außerdienstlich immer noch plagte, galt nicht mehr viel. Michel selbst aber war jung und stark und spürte daher nichts vom Alpdrücken, das in der Regel erst mit reiferem Verstand lästig zu werden pflegt. Es war eine hohe und schöne Zeit, das Stürmen und Drängen des jungen Mannes, der, ohne sich etwas dabei zu denken, seinen natürlichen Trieben nachgab, auf niemanden neidisch war, nur auch seine Kraft zeigen und ausnützen wollte. —

Argwohn und Mißtrauen Rußlands und Englands wuchsen zur Genugtuung Frankreichs im letzten Jahrzehnt des Jahrhunderts zusehends. Dieses ging zu Ende; die von Bismarck so sehr gefürchtete Koalition Frankreichs und Rußlands war in der Tat zustande gekommen. Die Verständigung mit Rußland war mißlungen, die politische Erbschaft des alten Kaisers und Fürsten Bismarck unfruchtbar geblieben; Rußland suchte seinen Vorteil bei unseren Feinden. Ob die Koalition durch Geschicklichkeit der deutschen Politik in Bismarckscher Art noch auf längere Zeit hätte verhindert werden können, steht dahin. Die Furcht vor der kontinentalen Hegemonie Deutschlands und die Begierden des Panslavismus, der auch auf die kleineren Slavenstaaten mächtig übergriff, schlossen die andern zusammen. Mit der Tatsache der Koalition war um die Wende des Jahrhunderts zu rechnen. Immerhin stand England noch außerhalb derselben. Mit Befriedigung konnte es jedoch feststellen, daß der Macht des Dreibundes durch den Zweibund einigermaßen die Wage gehalten wurde. Dieser Zustand auf dem Kontinent legte die Entscheidung über die weitere politische Entwicklung Europas einzig und allein in die Hände Englands.

Rückschauend erkennen wir klar, daß der politische Gedanke, der zu Bismarcks Zeiten uns sicher geführt hatte, mehr und mehr verloren gegangen war. Der geradlinige „alte Kurs“ war verlassen, wenn auch zugegeben werden mag, daß der bewußte Wille, einen neuen Kurs einzuschlagen, bei der

Reichsleitung nicht vorhanden war. Doch fehlte den Steuerleuten die starke Hand, den Kurs zu halten; man sprach vom Zickzackkurs, von Plötzlichkeiten und dergleichen mehr. Dies waren jedoch nur Symptome dafür, daß der politische Gedanke verblaßt und abhanden gekommen war; vielleicht war er auch gegenüber einer übermächtigen slavischen Bewegung unbrauchbar geworden. Das Alpdrücken des Fürsten Bismarck war in die Hand gefahren, die das Steuerruder führte.

Die Lage Deutschlands schien zu Beginn des neuen Jahrhunderts glänzend; denn die deutsche Volkswirtschaft hatte im vorhergehenden Jahrzehnt in ungeahnter Weise sich entwickelt; Handel und Industrie blühten, Deutschland fing an, reich zu werden. Es fühlte sich wohl imstande, England auf dem Weltmarkt Konkurrenz zu machen. „Mit Volldampf voraus", war die Weisung des Kapitäns in den Maschinenraum der deutschen Volkswirtschaft. Welchen Kurs sollte der Steuermann innehalten?

Ein Kurs deutscher Weltpolitik, der gegen die englische Beherrschung des Marktes und des Meeres gerichtet war — ob dies deutscherseits bewußt oder unbewußt geschah, blieb für die Wirkung gleichgültig —, mußte logischerweise die bisherige Empfindung der englischen Psyche — den Argwohn und das Mißtrauen in die friedlichen Ziele deutschen Strebens — zu offensichtlicher Feindschaft steigern. Abgesehen von den allgemein menschlichen Empfindungen war vom Engländer der zäheste Kampf um seine geschichtliche Sendung, wie er sie auffaßte und in den früheren Kämpfen festgehalten hatte, zu erwarten. Selbst eine Beschränkung des deutschen Machtstrebens auf die kontinentale Hegemonie konnte von der englischen Geschichtsauffassung nicht ertragen werden. Das Gleichgewicht der Kräfte auf dem Kontinent entsprach den englischen Interessen.

Schwer war der Entschluß für den Steuermann der deutschen Politik; es galt, den Gefahren, die rings um Deutschland sich türmten, fest und klar ins Auge zu sehen und den Kurs zu nehmen nach einem kühnen, weit ausschauenden politischen Gedanken. Staatsmann und Feldherr mußten in einem

Gedanken die Zukunft vorausschauend erkennen. Der Feldherr, der seit 1891 an der Spitze des Generalstabes stand, fand diesen Gedanken und gestaltete ihn gerade um die Wende des Jahrhunderts zu dem großartigen Plane der Kannä-Operation gegen den Feind im Westen. Der Staatsmann suchte teils durch diplomatische Kunstgriffe, teils durch Drohungen oder Verbeugungen bald gegenüber diesem, bald gegenüber jenem Gespenst die Gefahren zu bannen. Die Einheit des politischen und operativen Gedankens bestand nicht. Dies wird besonders einleuchten, wenn diese Zeit verglichen wird mit jener, als Bismarck, Moltke und Roon ihre gesamten Willenskräfte einmütig nach einem Ziele konzentrierten. Der Einheitswille stellte sich leider bei unseren Feinden ein, zu einer Zeit, wo wir über einen solchen nicht verfügten.

Am 22. Januar 1901 begann Eduard VII. seine kurze Herrscherlaufbahn. Er war in langen Jahren weltmännischer Erfahrung zu einer Herrschernatur eigener Art herangereift, wenn er auch nicht viel darauf hielt, äußerlich als ein gekröntes Werkzeug göttlichen Willens zu erscheinen. Um so ausgeprägter war sein Herrscherverstand und sein Herrscherwille, die nichts anderes waren als der Ausfluß des Volksempfindens. Beide wiesen ihm den geraden und klaren Kurs gegen Deutschland, als dieses zwischen England und Rußland hin- und herschwankte und den Entschluß zum Ausgleich der Differenzen mit England nicht finden konnte. Das will nicht heißen, daß er von vornherein seine Tendenzen auf den Krieg abgestellt hätte. Verzichtete Deutschland auf jedes — auch unbewußtes — Streben gegen die englische Beherrschung des Weltmarktes und des Weltmeeres, so war ein kriegerischer Akt nicht erforderlich. Wie es aber kommen mochte, es bestand für Eduard VII. kein Zweifel, daß Deutschland innerhalb seiner kontinentalen Sphäre die Vormachtstellung nicht einnehmen dürfe. Die politische Einkreisung war hierzu ein vortreffliches Mittel, Frankreich und Rußland die sich gern anbietenden Werkzeuge. Der politische Kännä-Gedanke war geboren, die Einheit des politischen und operativen Gedankens gesichert: politische Ein-

kreisung, militärische Umklammerung, Abschließung Deutschlands von den Zufuhren über das Meer, endlich, wenn Deutschland nicht durch die milderen Mittel zur Raison gebracht wurde, Kapitulation des deutschen Volkes. Man mag einwenden, dies sei nachträgliche Weisheit. Gewiß. Wer vom Rathaus kommt, ist klüger. Das Eine wird jedoch nicht bestritten werden können, daß der Gedanke, der sich bei unseren Feinden wie ein roter Faden durch die Zeit des Friedens und des Krieges hindurchzieht, der der „Umklammerung" ist, also der Kannä-Gedanke in höchster Steigerung; der einfache, natürliche, aus den geographischen, politischen, wirtschaftlichen und militärischen Verhältnissen Europas sich ergebende Gedanke, der wie kein anderer dem Willen entspricht, Deutschlands fernere Machtentfaltung zu hemmen, wenn nötig, seine Kraft zu brechen.

Eduard VII. hatte, auch wenn er keinen Kommandostab geführt hat, vielmehr gern in Paris mit dem Spazierstöckchen flanierte, vom Salböl Samuels etwas abbekommen; denn der operative Gedanke, der uns zuletzt die Kehle zuschnürte, stammt ebenso aus seinem Hirn wie der politische; beide waren eins.

Einem solchen gesalbten Feinde gegenüber hatte der Deutsche einen schweren Stand. Wohl lebte in Deutschland ein Mann, der die drohende Gefahr klar erkannte, er lebte in der bescheidenen Stellung eines Chefs des Generalstabes und arbeitete rastlos an dem Siegesproblem; doch war er nicht König und Staatsmann, er hatte sein beschränktes Ressort, das zu überschreiten nicht üblich war. Graf Schlieffen ging es ähnlich wie Bismarck; er wurde zu früh entlassen, hinterließ zwar ebenso wie Bismarck eine reiche Erbschaft, den operativen Gedanken, in dem der politische verborgen war. Leider hat ihn der Staatsmann nicht gefunden.

Wenn Deutschland entschlossen war, sich nicht die Freiheit seiner Entwicklung beschränken zu lassen und zur Sicherung des Reichs und seiner Zukunft auch den Kampf, so schwer er sein mochte, nicht zu scheuen, so war vom Staatsmann zu fordern, den Kurs zu wählen, daß der Kampf gemäß dem opera-

tiven Gedanken gegen Westen mit möglichster Rückendeckung im Osten erfolgte. Wann die Konstellation der politischen Lage hierzu günstig war, mußte der Staatsmann rechtzeitig erkennen und demgemäß die Politik führen, um folgerichtig die Anwendung des kriegerischen Mittels vorzubereiten. Niemand wird in Abrede stellen wollen, daß die Zeit der russischen Schwäche während des ostasiatischen Krieges und unmittelbar nach demselben dem operativen Gedanken des Grafen Schlieffen ebenso entsprach, wie — wenn auch in anderer Weise als früher — dem politischen des Fürsten Bismarck. Der Unterschied bestand nur darin, daß Fürst Bismarck durch seine Politik der Verständigung mit Rußland bewußt die Rückendeckung angestrebt und erreicht hatte, während in der späteren Zeit der Zufall der Begebenheiten die Rückendeckung durch die Schwächung der russischen Macht vorübergehend herbeigeführt hat.

Der Lauf der Dinge führte uns nicht zur Einheit des Gedankens. Weite Kreise erhofften von der Verständigung mit England größeren Erfolg als von der Sprengung der Einkreisung mit gewaltsamen Mitteln. Wollte man nur den friedlichen Weg innehalten, dann durfte man von der menschlichen Natur unserer Feinde nichts Unmögliches erwarten, sondern mußte entschlossen das Erreichbare auf einer mittleren Linie anstreben und den Interessen der Feinde diejenigen Opfer bringen, die geeignet waren, die Motive der politischen Einkreisung möglichst zu beseitigen. Diese Opfer griffen uns aber ans Herz, sie lagen auf dem Gebiet der Orient-, Kolonial- und Flottenpolitik, genau wie zu Bismarcks Zeiten. Die einstige Zurückhaltung des Fürsten Bismarck wieder zu üben, schien der Psyche des deutschen Volkes unerträglich; zu solchen Opfern war es zu selbstbewußt und kraftvoll geworden.

Seit Eduard VII. an der Themse das Ruder führte, hatte die Sicherheit und Festigkeit der Steuerhand an der Spree nicht zugenommen. Der überlegene Wille saß an der Themse. Die durch jahrhundertelange politische Schulung gefestigtere Volkspsyche wohnte in der englischen Welt; die deutsche, politisch ungeschult und gewöhnt an eine starke außenpolitische Führung, war leicht geneigt, sich diesen oder jenen Illusionen

hinzugeben, anstatt nüchtern die Lage zu erkennen und die logischen Folgerungen zu ziehen. Führerwille und Volkspsyche stehen in Wechselwirkung; das Ergebnis beider ist die moralische Kraft, der Geist des Volkes, der den Führer auf der gewollten Bahn vorwärts treibt und das Volk mitreißt, der seiner Psyche entsprechenden Führung ohne Schwanken zu folgen. Der deutschen Psyche haftete die Vergangenheit langer Jahrhunderte der inneren Spaltung und Zersetzung immer noch an; die Zeit der Einigung war zu kurz, um das deutsche Volk in seiner Weltanschauung zu klarer Erkenntnis sich durchringen zu lassen. Einander sich ausschließende Partei-Weltanschauungen stritten um die deutsche Seele und die deutsche Politik. Das englische Volk hatte sich längst auf demokratischer Grundlage durchgerungen zu einer gemeinsamen Weltanschauung: der englischen. Ein solches Volk zu führen und im selbstgewählten Kurse festzuhalten, ist dem Staatsmanne keine allzu schwierige Aufgabe; anders beim deutschen Volke, das einen gigantischen, die deutsche Volksseele bis in die Tiefen durchdringenden Führerwillen verlangte. Dieser Führerwille war mit Bismarck entschlafen und nicht wieder erstanden.

Noch ein Anderes trat ein. Das deutsche Volk war über Nacht reich geworden und zeigte bereits manche Schwächen, die im Leben des Einzelnen den Emporkömmling in der Gesellschaft wenig beliebt machen. Einerseits stieg die Begierde nach Genuß und weichlichem Leben; andrerseits wurde der kriegerische Geist, der ein sittlicher, stiller, tief innerlicher, die Herzen durchglühender sein soll, zur bloßen Aeußerlichkeit, zur Phrase und leicht verlöschenden Flamme. Allerdings war im Heer der vortreffliche alte Geist aus Wilhelms I. Zeiten noch erhalten; es war ein unüberwindliches Kriegsinstrument und eine sichere Plattform, auf der der Staatsmann sich bewegen konnte. Der politische Gedanke fand im Heer die zuverlässigste Stütze. Leider ließen die Umstände einen festen und klaren Gedanken in dem Kopfe des Staatsmannes nicht entstehen. Frieden zu halten war die Absicht und der einzige alles beherrschende Gedanke. Je mehr der deutsche Führerwille und die Volkspsyche auf die Friedensabsicht eingestellt waren,

desto mehr gewann der große politische Gedanke Eduards VII. an werbender Kraft bei den Völkern Europas. Eines der Dreibund-Mitglieder erlaubte sich bald ab und an Extratouren; und dem andern Mitglied wurde sogar nahegelegt, dem Einkreisungskonzern beizutreten. Dieses widerstand dem Versucher, das andere nicht.

Das erste Jahrzehnt des neuen Jahrhunderts war vergangen, die politische Einkreisung vollendet; die Kriegsgefahr stand vor den Toren Europas. In der Verständigung mit England glaubte der Staatsmann den letzten und einzigen Ausweg aus den Gefahren zu erkennen. Das Kompromiß auf der mittleren Linie wurde dabei nicht gefunden. Daher erwies sich dieser letzte Gedanke als ein Kartenhaus. Gab es nicht einen Gedanken aus festerem Material? War's nicht besser, statt in den Krieg hineinzutaumeln, ihn zielbewußt und schweigend mit allen Mitteln vorzubereiten? Auf allen Gebieten, politisch, militärisch und nicht zuletzt wirtschaftlich? Dem operativen Gedanken des Grafen Schlieffen den politischen anzupassen?

Als der Krieg ausbrach, war der politische Gedanke des Fürsten Bismarck längst tot, der zuletzt gewählte durch den ersten Windstoß umgeblasen; der operative Gedanke des Grafen Schlieffen bereits getrübt.

Man muß einen „Plan" haben, lehrte einst General Meckel. Politisch hatten wir keinen, den hatten die Andern. Militärisch war ein vortrefflicher Plan zwar vorhanden gewesen; man hatte versucht, ihn zu verbessern. Dies ist offenbar mißlungen.

2. Graf Schlieffen und der operative Gedanke.

Als Generalfeldmarschall Graf Schlieffen am 4. Januar 1913 die Augen schloß, hinterließ er als Vermächtnis das Geheimnis des Sieges im Dreifrontenkrieg. Bis in die Todesstunde hinein hat sein rastloser Geist an dem Problem gearbeitet, dessen Lösung sein Mannesleben gewidmet war. Sieben Jahre zuvor hatte er seine Wirkungsstätte am Königs-

platz — den Generalstab — im sicheren Besitz des Geheimnisses des Sieges verlassen. Wiederum sieben Jahre seit jenem 4. Januar sind dahingegangen — und wir, die wir uns im sicheren Besitz des Geheimnisses des Sieges wähnten, stehen am Grabe der deutschen Macht und Herrlichkeit. In solchem Falle ist es üblich, eine Leichenrede zu halten und vom Verstorbenen mancherlei Rühmens zu machen. Sind wir dazu berechtigt? All das zu rühmen, von dem wir nicht den Gebrauch gemacht haben, der zum Siege führte? Die Taten des deutschen Heeres sind in die Bücher der Geschichte eingetragen. Wir Lebenden aber müssen den stolzen Nacken vor der Führung der göttlichen Vorsehung beugen und bekennen, daß wir das Vermächtnis des Grafen Schlieffen nicht behütet und bewahrt haben. Wir haben gefehlt gegen die Mahnung: „Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen."

Das glänzendste Heer der Weltgeschichte zog im August 1914 kampfesfreudig und siegesbewußt über den Rhein; zwar ungeschlagen, aber gebrochen und zermürbt kehrte es vor einem Jahre über den Strom zurück, um in irrsinniger Auflösung zu sterben.

Der Zusammenbruch des deutschen Volkes wird im Buch der Geschichte verzeichnet. Vorsehung oder Verbrechen? Man forscht nach den Ursachen. Leidenschaftlich erheben sich die Stimmen der Parteien nach den Schuldigen; jede Partei beschuldigt die andere; die Rechte verwünscht die Linke, der Zivilismus den Militarismus und umgekehrt. Die Galgen, die die Presse aufrichtet, sind nicht hoch genug, um die leidenschaftliche Erregung der Gemüter zu befriedigen. Klägliches Beginnen! Jeder für seinen Teil gehe in die stille Kammer und prüfe sich selbst. Wenn die Deutschen gesinnt sind, zu allem Unglück noch für alle Zeit sich lächerlich zu machen, dann mögen sie weiter fortfahren, auf offenem Markt sich gegenseitig zu beschimpfen.

Wer aber rechten Sinnes ist, der versenke sich am Todestag des Generalfeldmarschalls Graf Schlieffen in seinen Geist und erkenne, daß wir gefehlt haben gegen diesen Geist,

der dem deutschen Volke geschenkt und vererbt war, um erneut zu erwerben und zu besitzen, was unsere Väter auf den Schlachtfeldern von 1870/71 errungen hatten.

* * *

Einfach und klar ist der operative Gedanke, der das Geheimnis des Sieges barg:

Schnellste, größte Kriegsentscheidung gegen unseren stärksten und gefährlichsten Feind im Westen. Gewaltiges, strategisches Kannä! Linker Flügel verhalten und fest verankert an der Moselstellung Metz—Diedenhofen mit zurückgebogener Flanke. Rechter Flügel in mächtigem Bataillon carrée, Marschrichtung über Brüssel auf Abbéville—Amiens, vom Meer bis zur Mosel linksschwenkt marsch — in friderizianischer Art — unter den Klängen des Pariser Einzugsmarsches. Dann weiter über die untere Seine, stark genug, um nicht nur Paris von Westen einzuschließen, sondern auch die Operation gegen Flanke und Rücken des französischen Heeres fortzusetzen, sei es auch auf Orleans oder Le Mans. Stößt das Bataillon carrée des rechten Flügels unterwegs auf die an der flandrischen oder französischen Küste gelandeten Engländer, so macht die Schwenkung vorübergehend halt, die Engländer werden geschlagen und unschädlich gemacht; dann wird der Marsch fortgesetzt. Um der nötigen Kraft für alle Aufgaben des rechten Flügels sicher zu sein, werden alle Flinten und Kanonen, alle Menschen, ob jung ob alt, deren man in der Heimat noch habhaft werden kann, dorthin dirigiert.

Mögen die Franzosen unterdessen ins Elsaß und nach Lothringen einfallen, sogar den Oberrhein überschreiten und Süddeutschland bedrohen, um so besser für uns; dann entfernen sie sich von dem Kampffelde, wo die Entscheidung des ganzen Krieges fällt.

„Macht mir nur den rechten Flügel stark", mahnt Graf Schlieffen, als schon die Schatten des Todes über seinem Auge schweben.

Es ist hier nicht der Ort, die kriegerischen Ereignisse und die Führerentschlüsse, die zu ihnen geführt haben, einer kriti-

schen Untersuchung zu unterziehen. Die Entschlüsse sind von den Motiven nicht zu trennen; diese zu ergründen ist Aufgabe des Geschichtsforschers in mühseliger Arbeit, denn das Netz menschlicher Erwägungen, aus dem der Entschluß zur Tat geboren wird, ist ein vielmaschiges und oftmals labyrinthisches, aus dem nur der rote Faden *eines* Gedankens uns sicher herausführt.

Das Ergebnis der Schlacht an der Marne im September 1914 beweist, daß uns dieser rote Faden abhanden gekommen war. Die Versuche, ihn wieder zu erhaschen im Wettlauf mit unseren Feinden um den äußeren Flügel, führten nicht zum Ziel. Auf *beiden* Seiten reichten die eilends herangeholten Kräfte gerade noch, um im kritischen Augenblick die *Front* notdürftig zu verlängern.

Zur Umfassung waren beiden Gegnern die Kräfte ausgegangen, beide hatten ihre noch verfügbaren Kräfte auf dem falschen Flügel. Selbst dem überlegenen Bewegungsapparat der französischen Eisenbahnen gelang es nicht, das Rennen zu gewinnen. Der Plan, mit den in der Heimat neu bereitgestellten jungen Truppen im Oktober den linken feindlichen Flügel, der noch nicht fest an das Meer angelehnt schien, einzudrücken und zu umfassen, scheiterte trotz der hochlodernden Flamme vaterländischer Begeisterung. Die Kraft erlahmte frühzeitig. In wenigen Wochen erstarrte die ganze Front vom Meer bis zu den Vogesen im Stellungskrieg. „Nur in der Bewegung liegt der Sieg", hat einst Graf Schlieffen gelehrt; sein operativer Gedanke war für den westlichen Kriegsschauplatz endgültig verloren und nicht mehr aufzunehmen. Beide Gegner faßten alsbald den Plan, durch sinnreiche Systeme moderner Befestigungskunst die auf beiden Flügeln sicher angelehnte Front unüberwindlich zu machen. Der *operative* Gedanke war tot, der *technische* rüstete sich zum Wettlauf hüben und drüben.

Indessen — im Osten war ein Aufleuchten Schlieffenschen Geistes erfolgt. Gerade in den Tagen, wo im Westen der operative Gedanke mehr und mehr verblaßte, wurde im

Osten Tannenberg zum vollendeten Kannä. Der rote Faden schien wieder aufgenommen auf dem andern Kriegsschauplatz, ihn festzuhalten schien ein gütiges Geschick zu gewähren. Bei Tannenberg war nur eine feindliche Armee arretiert worden; leider gab es deren sehr viele. Der operative Wegzeiger wies nach Polen zum Angriff gegen rechte Flanke und Rücken des den Bundesgenossen arg bedrängenden Feindes. Schon frühzeitig war dieser Gedanke erwogen, wann und wie er auszuführen sei, die Frage. Jedoch schien es nötiger, zunächst dem Bundesgenossen eine unmittelbare Stützung durch Verlängerung der Front zu gewähren und Arm an Arm mit ihm dem mächtigen Feinde entgegenzugehen. Diesem Vorstoß aus Schlesien nach Warschau blieb der Erfolg versagt. Eine neue operative Ausgangsstellung galt es zu gewinnen. Nachdem ein russischer Funkspruch unvorsichtigerweise zur Kenntnis gebracht hatte, daß die Gefahr eines feindlichen Einfalls in Schlesien beseitigt sei, konnten mit dem deutschen Aufmarsch bei Hohensalza Schlieffensche Gedanken erneut aufgenommen werden. Der überraschende Anfall gegen rechte Flanke und Rücken der Russen versprach bei Lodz ein zweites Tannenberg. Da wir leider auf dem äußersten Flügel zu wenig Bataillone hatten, die unterdessen im Westen in Frontalkämpfen sich abmühten, blieb nichts übrig, als die Operation schleunigst aufzugeben. Der Verzweiflungsakt, der notwendig war, um sich dem drohenden Unheil, von Warschau her selbst umzingelt zu werden, zu entziehen, gelang in dem glänzenden Durchbruch bei Brsheshiny.

Im Wesen der Millionenheere liegt es begründet, wenn beim Stillstand der Operationen die langen Linien sich nach und nach schließen und in die Erde eingraben. Immerhin war es im Osten bei den ausgedehnten Fronten und der geringeren Widerstandsfähigkeit unseres russischen Feindes nicht ausgeschlossen, wieder zum Bewegungskrieg zu gelangen und den alten operativen Gedanken wieder aufzugreifen. Neu verfügbar gewordene Kräfte gaben den Anstoß. Nach einigem Hin und Her der Erwägung war man nicht abgeneigt, dem roten Faden zu folgen. Dies geschah im Februar und März 1915

bei der Operation, die zur Winterschlacht in Masuren führte. Eine starke Umfassungsgruppe sollte von Norden her dem rechten russischen Flügel ein Kannä bereiten und den Weg öffnen in den Rücken der Russen. Brest-Litowsk schien zu weit; Bialystock auf dem Wege dorthin eine erreichbare Etappe. In Eis und Schnee vollbrachten die Truppen glänzende Waffentaten. Die Operation blieb an Bobr und Njemen hängen, weil unsere Kräfte zu schwach waren.

Mehr und mehr erstarrte auch im Osten der Kampf im Stellungskrieg, wenn auch beim Wettlauf des technischen Gedankens wir hoffen durften, dem trägen russischen Geiste den Rang abzulaufen. Doch — der Feldzug schleppte sich hin. Wie lange? Auf diese Frage vermochte niemand eine klare Antwort zu geben. Allerdings gab es in früheren Zeiten 30- und 7jährige Kriege. Bei einem in die Weltwirtschaft tief verstrickten Volk schien dies unmöglich. Einen Anhalt fand man in den Aeußerungen englischer Staatsmänner, deren Entschlossenheit für einen langen Krieg nicht anzuzweifeln war. Den militärisch stärksten Feind — die Franzosen — in schneller, vernichtender Operation völlig niederzuwerfen, war mißlungen; die Dampfwalze der Russen war wohl aufgehalten, doch ein entscheidender Erfolg gegenüber dem Menschenreichtum des Feindes und der Tiefe seines Raumes nicht zu verzeichnen. England rückte an die Stelle des Hauptfeindes; bei ihm lag die politische und wirtschaftliche Ueberlegenheit von vornherein; seine militärische Kraft war England entschlossen, aufs höchste zu steigern. Es war, da es um seine imperialistischen Ziele ging, der gefährlichste, zäheste, unversöhnlichste Feind; London wurde die geistige Zentrale der feindlichen Kriegführung, die Erdrosselung der deutschen Machtstellung ihr Ziel. In gewaltigen Kämpfen hatte das deutsche Heer den Befähigungsnachweis als unübertreffliches Kriegsinstrument erbracht. Seine Taten täuschten hinweg über die am Horizont der Zeit sich türmenden Gefahren der operativen Lage. Noch war der Ring im Osten lose, der sich um die Festung legte. Er mußte durchbrochen werden, um wieder ins Freie zu gelangen und für einen großen operativen Ge-

danken Bewegungsfreiheit zu gewinnen. Nur in der Bewegung lag der Sieg.

Der Durchbruch bei Gorlice bot Gelegenheit. Wohlgelungene Ueberraschung und Tapferkeit der Truppen öffneten die Bahn für ungeahnte operative Erfolge. Nun galt es, das russische Heer zu Tode zu treffen und dazu von beiden Flügeln tief in seinen Rücken zu stoßen, im Süden in der Richtung auf Kiew, im Norden über Wilna auf Minsk. Alle Kräfte, die irgendwie verfügbar gemacht werden konnten, mußten auf diese Flügel herangeholt, die Fronten im Osten und Westen geschwächt werden. Das mit geringen Kräften versuchte Ringen um die Flanke im Norden bei Wilna zeigte ebenso sehr die klare Erkenntnis und Beharrlichkeit im Entschluß der Obersten Führung wie das Verständnis der Unterführer für den gewollten Gedanken und die Zähigkeit der Truppen. Doch reichte unsere Kraft in der Flanke nicht aus, den Kannä-Gedanken durchzuführen. Der rote Faden entfiel unserer Hand. Wir hatten beschlossen, Land zu erobern, Quadratmeilen, an denen in Rußland kein Mangel war, und ließen das russische Heer entkommen. Wir gingen daran, Polen zu befreien und ahnten nicht, daß wir uns damit einen Mühlstein an den Hals legten. Siegestrunken zogen wir in die polnische Hauptstadt ein und beeilten uns, nach allen Regeln der Kunst einen neuen Staat zu bilden. Das Ende der ganzen Operation war die grade Linie von den Karpathen bis zum Rigaer Meerbusen — Schützengräben — Stellungskrieg — kein Ende! Wir hatten damit im Osten dasselbe erreicht wie im Westen. Das russische Heer war nicht vernichtend getroffen; die Operationsfreiheit geschwunden; ein weiterer Schritt zur Ermattungsstrategie getan.

Für die Beendigung dieser Operation im Osten war eine gewisse Eile geboten gewesen, weil die Absicht bestand, im Südosten eine Röhre zu den Türken zu suchen. Dazu war nötig, das serbische Heer aus dem Felde zu schlagen. Der Fall lag günstig, weil die Bulgaren bereit waren, mitzutun, um an ihren Todfeinden Rache zu nehmen. Man konnte der bulgarischen Armee die Richtung tief in den Rücken der Serben

zuweisen, um diese möglichst von allen Seiten zu umklammern und sie zu arretieren. Leider geriet die bulgarische Armee vor die Front. Erheblichen Teilen der Serben gelang es, zu entkommen, später mit den Freunden bei Saloniki sich zu vereinigen und dort eine neue Operationsbasis zu bilden. Wenn auch der serbische Feldzug im Rahmen der operativen Gesamtlage des Jahres 1915 nur als Episode anzusehen ist, so bleibt doch hervorzuheben, daß auch bei dieser Operation der Kannä-Gedanke zwar angestrebt, aber nicht durchgeführt worden ist.

Wenden wir uns zurück zum westlichen Kriegsschauplatz, so bleibt nicht viel zu sagen, weil dort für uns nichts zu unternehmen war. Wir befanden uns in der Abwehr der feindlichen Angriffe. Bei Arras und in der Champagne versuchten die Franzosen durch Massebildung Löcher in unsere Front zu schlagen. Da sie noch nicht über die mächtige Kriegsausrüstung späterer Zeiten verfügten, war die Abwehr — sobald die erste Ueberraschung überwunden war — dank den Eisenbahnen und der Tapferkeit der Truppen nicht allzu schwierig. Der französische Marschall hatte nicht einmal „ordinäre" Siege zu buchen.

In der Jahresbilanz am Schlusse von 1915 konnten wir zu unseren Gunsten mancherlei Aktivposten eintragen; es sah für den Nichtfachmann auf den Kriegsschauplätzen eigentlich recht schön aus. Graf Schlieffen wäre damit nicht zufrieden gewesen. Auf der Passivseite stand vorn an der Verlust des operativen Gedankens, das Festliegen im Stellungskrieg und Hineingleiten in die Ermattungsstrategie; dazu die Vermehrung unserer Feinde und die festere Schließung des Ringes durch den Eintritt Italiens in den Krieg. Ein noch höchst ungewisser Passivposten für uns war das englische Heer, das nach einem bekannten Ausspruch von Lord Kitchener in seiner vollen Kraft erst zum April 1916 auf den Plan treten sollte. Noch nicht eingetragen, aber fürs neue Jahr beachtlich waren die Frage des Menschenersatzes, die Wirkung der Blockade und der Stand unserer eigenen Produktion. Mit den Finanzen schienen wir besonders gut zu stehen, weil wir mit Hilfe des Staates und der Notenpresse die Schulden bei uns selbst

machten, deren Sicherheit weder in Gold noch in Ware, sondern in der Arbeitskraft des deutschen Volkes lag. Man buchte dies auf der Aktivseite. „Eine Ermattungsstrategie läßt sich nicht treiben, wenn der Unterhalt von Millionen den Aufwand von Milliarden erfordert", meinte Graf Schlieffen.

Im Jahre 1916 eröffnete im Westen der deutsche Angriff auf Verdun den Reigen der Frontaloperationen. Er wurde abgelöst durch den feindlichen Angriff an der Somme. Es waren die Schlachtfelder, wo Opfermut und Tapferkeit unvergänglichen Ruhm sich erwarben. Das englische Heer war auf dem Kampffeld eingetroffen, verbündet mit ihm die Technik der alten und neuen Welt. Die „Materialschlacht", wie der terminus technicus lautete, war als moderne Erscheinung der Kriegführung erfunden. Im Konkurrenzkampf der Technik hatten unsere Feinde offenbar erheblichen Vorsprung gewonnen, diesen einzuholen war dringendste Forderung der Lage.

Auch in den russischen Gefilden rangen die Kräfte im Frontalkampf gegeneinander. Die Durchbruchsversuche der Russen führten mehrfach zu ernsten Krisen, insbesondere an dem Frontteil der Verbündeten. Dank der rücksichtslosen Tatkraft, mit der die weniger gefährdeten Fronten geschwächt, der Schnelligkeit, mit der die freigemachten Truppen an die Durchbruchsstellen geworfen, der Entschlossenheit des Einsatzes und der Tapferkeit der Truppen gelang es stets, das halb geöffnete Tor den Russen vor der Nase wieder zuzuschlagen. Die Gestaltung der Lage auf dem italienischen Kriegsschauplatz schien einer Umfassungsoperation besonders günstig; allerdings waren dazu erhebliche Kräfte notwendig. Es kam nicht zur Aufnahme des Kannä-Gedankens im großen. Auch hier blieb es auf beiden Seiten bei Operationen, die zwar örtliche Umfassungswirkung anstrebten, zuletzt aber im Frontalkampf stecken blieben.

Graf Schlieffen lehrt:

„Der Erfolg eines solchen Angriffs ist aber auch im günstigsten Falle nur ein geringer. Der Feind wird allerdings

zurückgedrückt, wiederholt aber nach einiger Zeit an anderer Stelle den vorübergehend aufgegebenen Widerstand."

„Der Feldzug schleppt sich hin."

„Solche Kriege sind aber zu einer Zeit unmöglich, wo die Existenz der Nation auf einen ununterbrochenen Fortgang des Handels und der Industrie begründet ist."

In beiden Worten des Grafen Schlieffen liegt keine „Kann"-Vorschrift, sondern eine „Soll"-Vorschrift, die ernsteste Mahnung und Warnung. Daher in seinem ganzen Denken, seinen Lehren und Werken nicht auch nur der leiseste Anklang an Ermattungsstrategie.

Während in Ost und West bis zur Ermattung der Kräfte erbittert gekämpft wurde, zeigten sich in der Heimat zum ersten Male die tieferen Wirkungen der englischen Blockade Die Ernährung fing an, recht knapp zu werden und die Rohstofflager schwanden merklich.

„Im Herbst, wenn die Blätter fallen, ist Friede", meinte dieser und jener; selbst aus fachmännischem Munde fielen die Worte. Das Volk glaubte bei den gewaltigen Anstrengungen gern an Sieg und Frieden und suchte sich an diesem Glauben aufzurichten. Doch — weder der Siegesaar noch die Friedenstaube zeigten sich am deutschen Hoffnungshimmel. Die Zeit verging; ein neuer Abschnitt des Ringens begann. Wie lange noch? Rumänien hielt seine Stunde für gekommen. Neue Zweifel! Wiederum schloß der Ring sich fester. Mit neuer Entschlossenheit und unbeugsamer Tatkraft wurde der Kampf gegen den neuen Feind aufgenommen. Die Ermattungsstrategie flog in den Winkel; der Bewegungskrieg versprach in neuen Lagen die Anwendung der alten bewährten operativen Gedanken.

Kommt's zu einem neuen Tannenberg? Zu einer Kannä-Operation in der ungarischen Tiefebene? Oder gelingt es vorher schon, die Rumänen zu schlagen? Weiterzustoßen gegen linken Flügel und Rücken der Russen? Ein glänzender Feldzug mit schnellen Schlägen setzte uns in den Besitz fast des ganzen rumänischen Landes. In den Taten des Heeres fand die Heimat neuen Ansporn und neue Hoffnungen auf baldigen

siegreichen Frieden. Allerdings wenn man das Ergebnis des rumänischen Feldzuges im Lichte der operativen Gesamtlage bewertete, so war nicht zu verkennen, daß der Feind zwar weithin zurückgedrückt war, aber doch wieder die Kraft gefunden hatte, „an anderer Stelle den vorübergehend aufgegebenen Widerstand zu wiederholen". Der Ring, der uns umschloß, war geweitet, aber nicht zersprengt. Ermattungsstrategie hielt uns weiter in Banden. Dieser nicht zu erliegen, war das vom Feldherrn klar erkannte Problem, dessen Lösung die höchste Willens- und Kraftsteigerung des ganzen Volkes erforderte. Ein gewaltiges Aufgebot aller geistigen und sittlichen Kräfte sollte dem Feldherrn und Staatsmann die Mittel gewähren, den Kampf bis zum Aeußersten zu führen und den Vernichtungswillen der Feinde zu brechen. In hoc signo vinces, war die Mahnung des Feldherrn. Schwere, lähmende Schatten lagen bereits auf der Seele des deutschen Volkes. Ohne sittliche Erneuerung von Hoch und Niedrig, ohne Ausrottung des Konjunktur-Teufels, der an der Seele des Volkes fraß, blieb die Mahnung des Feldherrn ein leerer Schall. Wenn die zunehmende Wirkung der Hungerblockade nicht durch eine Steigerung der seelischen Widerstandsfähigkeit ausgeglichen wurde, entstand die Gefahr, daß die Strategie den festen Halt in der Psyche des Volkes verlor. —

Es liegt die Frage nahe, welches war denn die Strategie unserer Feinde, welches ihr roter Faden, ihr operativer Gedanke? War dies nicht auch Ermattungsstrategie? Ganz mit nichten. Es war nichts anderes als der Schlieffensche Gedanke in höchster Potenz; nicht nur Anfall von zwei oder drei Seiten, sondern vielmehr von allen Seiten. In dieser höchsten Steigerung bedeutete der Kannä-Gedanke die Umzingelung von ganz Deutschland mit dem operativen Ziel der völligen Kapitulation des deutschen Volkes. Gerade weil dies die Gefahr war — siehe unsere geographische Lage, die politische Einkreisung, unsere komplizierte Volkswirtschaft und Abhängigkeit vom Ausland —, warnte Graf Schlieffen vor dem leisesten Gedanken, der zur Ermattungsstrategie führen konnte. Warnte um so mehr, als das feindliche Komitee,

das den Feldherrn ersetzen sollte, wenn auch nur eines der Mitglieder strategische Kenntnisse besaß, mit der Nase darauf gestoßen wurde, den Kannä-Gedanken in der vollkommensten Form aufzunehmen. Das ist von England geschehen und ganz zielbewußt bis zum Ende durchgehalten worden. Diese Gefahr hat Graf Schlieffen klar erkannt und mit dem Auge des Sehers den Lauf der Dinge vorhergesehen; er hat gelehrt, gewarnt und schwarz auf weiß niedergeschrieben, was zu tun sei. Und wir? Als wir 1914 über den Rhein zogen, vergaßen wir nicht, vielerlei einzupacken; nur das kleine, unscheinbare Buch mit der Aufschrift „Mehr Sein als Scheinen", das Siegesbrevier und Vermächtnis des Grafen Schlieffen hatten wir zu Hause im Winkel des Schubfachs liegen lassen.

Die Sylvesterglocken, die das Kriegsjahr 1917 einläuteten, hatten bangen Klang. Das Friedensglöcklein war geborsten. Zwischen die bangen Töne mischte sich aber eine hell schallende Glocke, die ins neue Jahr hinausrief: „U-Boote heraus!" Was blieb sonst übrig an alten und neuen Gedanken? Das Jahr stand im Zeichen der Ermattungsstrategie und bot keinerlei Aussichten für eine große Operation unsererseits zu Lande. Dagegen standen schwerste Angriffe im Westen bevor, die zu gewaltigen Materialschlachten werden mußten. Auch am Isonzo waren neue Angriffe zu erwarten, vielleicht weniger an der russisch-rumänischen Front. Von den Engländern war sicherlich anzunehmen, daß sie auf ihre Verbündeten den stärksten Druck ausübten, damit überall, wo irgend Kräfte verfügbar waren, angegiffen wurde. Es schien für uns zu Lande keine Aushilfe mehr zu geben. „U-Boote heraus" wurde die Losung des Jahres. Was bedeutete dieser Kampf? Viel wurde geschrieben, leidenschaftlich geworben und gefordert; Denkschriften wurden verfaßt; Zahlen zusammengetragen, Sachverständige und Nicht-Sachverständige gehört. Trotzdem wurde wenig genug bewiesen; doch Hoffnung überzeugt leicht. Auf der Gasse und im Haus, selbst im Reichstagsgebäude, war die Stimmung „U-Boote heraus". Was soll's mit Amerika? Das Land ist fern und hat kein Heer.

Im Kern bedeutete der U-Boot-Krieg nichts anderes als die Uebertragung Schlieffenscher Gedanken auf das Meer: den Angriff tief in den Rücken des Feindes. Es war eine logische Erweiterung des Kannä-Gedankens. Führte man die neue Maßregel lediglich auf den operativen Gedanken zurück, so war nicht nach der monatlichen Versenkungsziffer zu fragen, sondern die Zahl der U-Boote als allein sicherer Faktor zu prüfen. Waren wir stark genug an U-Booten? Konnten wir sie schnell und dauernd vermehren? In einem solchen Maße, daß nicht nur die durch die Ausbildung der Abwehr sich steigernden Verluste ausgeglichen wurden, sondern eine von Monat zu Monat bis zum siegreichen Ende gewaltig ansteigende U-Boots-Flotte auf den weiten Räumen des Weltmeeres die Herrschaft an sich riß? „Auf dem äußersten Flügel die letzte Reserve zu haben", war das Gebot des operativen Gedankens. In den Versenkungsziffern kam nicht die tatsächliche Wirkung auf den Feind, sondern die „Arbeitsleistung" zum Ausdruck. Die Ziffern stellten gewissermaßen die „Produktionskurve" dar, die bis zum Ende aufwärts gehen mußte, um den Sieg zu erringen. Fing sie an zu sinken, so war kein Zweifel, daß die Abwehr die Ueberlegenheit gewonnen und die Zahl der U-Boote nicht zu der für die Wirkung notwendigen größeren Arbeitsleistung ausreichte. Oder begnügte man sich mit der Hoffnung, durch mähliche Ermattung die Engländer zum Frieden *geneigt* zu machen? Man las und hörte so von diesem und jenem. Der historischen englischen Zähigkeit entsprach diese Hoffnung ebensowenig wie der tatsächlichen weltwirtschaftlichen Kraft unserer Feinde. „Die Zeit wirkt für uns" war ein trügerischer Schein. Seit der Marne-Schlacht von 1914 hatte die Zeit gegen uns gewirkt, militärisch, politisch und wirtschaftlich.

Eine *schnelle* und *volle* Entscheidung mußte der Staatsmann vom U-Bootkrieg fordern, damit ein *baldiger* Friede erreicht werde. War denn der U-Bootkrieg nach Zahl und Art der Waffen, nach seinem Wesen in Organisation und Führung nicht vielmehr ein Mittel der Ermattungsstrategie als schneller kriegsentscheidender Operationen? Was war zu tun,

wenn der U-Bootkrieg zu einer schnellen Entscheidung nicht führte; Angriffs- und Abwehrwirkung sich die Wage hielten und die Ermattungswirkung länger ausblieb als die Widerstandskraft des Heeres vorhielt? Wenn das freie Amerika unterdessen sich vermaß, ein Heer aufzustellen und nach Europa zu senden? Nach dem Vorgang Englands war nach Ablauf eines Jahres dieser Posten mehr und mehr steigend auf der Passivseite zu buchen. Die Transportfrage blieb allerdings von der Ausbildung der U-Boot-Abwehr abhängig. Hierüber fehlte hier wie dort ein sicheres Urteil. Im Laufe der Zeit war es an der Produktionskurve abzulesen. Solange diese im Steigen blieb, war kein Grund zur Besorgnis. Einige Monate hatte das deutsche Volk ruhigen Schlaf mit angenehmen Träumen. Dann kam das Alpdrücken wieder. Die Kämpfe im Westen — um Schützengräben, Maschinengewehr-Nester, Trümmerhaufen von Dörfern — forderten gewaltige Opfer an Menschen, die mehr und mehr durch Maschinen ersetzt werden mußten. Immer wieder gelang es, die Lücken zu schließen, die der feindliche Ansturm in unsere Mauer gerissen — bei Arras, an der Aisne, in der Champagne, in Flandern. Wir wurden zwar hier und dort „zurückgedrückt", „wiederholten aber an anderer Stelle den vorübergehend aufgegebenen Widerstand". Ein neues Problem, die „Abwehrschlacht", heischte Lösung. Sie wurde gefunden auf „elastischem" Wege; in „Hauptwiderstandslinien" mit oder ohne „Vorfeld" — es war eine ergiebige Zeit für den Taktiker. Nur trug all dies Sinnen und Suchen nach neuen Mitteln, Formen und Methoden nichts bei zur Lösung des großen Problems des Sieges.

Zwar gewährten einige Episoden — wie Riga und Oesel — Befriedigung; auch der Angriff in Italien brachte frische Lorbeeren und moralischen Halt. Leider „wiederholten" die Italiener „den vorübergehend aufgegebenen Widerstand" an der Piave.

Im Osten allerdings war ein wesentlicher Umschwung der Lage eingetreten, die lang ersehnte Revolution Wirklichkeit geworden, die Monarchie gestürzt, das Heer, das vor drei Jahren die Dampfwalze nach Berlin beschlossen hatte, in Auf-

lösung begriffen. Am 26. November bat der Fähnrich und russische Höchstkommandierende Krylenko um Waffenstillstand. Der Sonderfriede mit dem Bolschewismus schien auch der strategischen Lage zu entsprechen und war der Wille der Heimat, die sich darnach sehnte, daß wenigstens an einer Front Frieden gemacht werde. Division um Division verließ den russischen Boden, um das Westheer zu verstärken.

Generalfeldmarschall Graf Schlieffen war der Meinung gewesen, es sei zunächst im Westen die Kriegsentscheidung durch eine gewaltige Offensive herbeizuführen, um alsdann die Kräfte nach dem Osten zu verschieben. Der Lauf der Dinge schien ihm Unrecht gegeben zu haben. Die Entscheidung im Osten war zuerst gefallen, allerdings nicht durch eine oder mehrere große Kannä-Schlachten, sondern mit Hilfe von Revolutionären.

Nunmehr sah man sich in der Lage mit dem erheblich verstärkten Westheer die im Herbst 1914 unterbrochene Offensive wieder aufzunehmen. Allerdings war in mehr als drei Kriegsjahren vom Meer bis zu den Alpen eine mächtige durchlaufende Festungsfront entstanden, die auf keinem Flügel zu umgehen war. Zum Angriff auf die ganze Front reichten die Kräfte auch jetzt noch nicht. Somit blieb nur übrig, die Entscheidung im Durchbruchsgedanken zu suchen.

„Der russisch-japanische Krieg hat bewiesen, daß der bloße Angriff auf die feindliche Front trotz aller Schwierigkeiten sehr wohl gelingen kann", meint auch Graf Schlieffen; allerdings fügt er hinzu: „der Erfolg eines solchen Angriffes ist aber auch im günstigsten Falle nur ein geringer". Wollte man mehr erreichen, so war eine zwiefache Operation nötig: als erste der Durchbruch durch die feindliche Festungsfront in genügender Breite, um einer nachfolgenden starken Armee den Weg frei zu machen in Flanken und Rücken des Feindes, wo man sicher war, nicht auf tiefe Befestigungssysteme zu stoßen. Dann erst begann die zweite und entscheidende Operation auf Grund des Kannä-Gedankens, der Angriff von zwei oder drei Seiten; dann war der rote Faden des Grafen Schlieffen, den man 1914 verloren hatte, wieder gefunden. War man denn stark genug für eine solche Doppel-Operation?

Graf Schlieffen empfiehlt auch dem an Zahl Schwächeren den Angriff von zwei oder drei Seiten, allerdings im Bewegungskrieg und bei freien Flanken des Feindes. Waren die Divisionen, denen die erste Operation des taktischen Durchbruchs zufiel, nach dieser noch in der Lage, auch die zweite Operation gegen Flanken und Rücken des durchbrochenen Feindes zu übernehmen? Eine besondere armée de manoevre oder armée de poursuite der Durchbruchsarmee folgen zu lassen, reichten die Kräfte nicht aus. Mußte man nicht, um den Feind zu täuschen und seine Reserven von der Durchbruchsstelle fernzuhalten, gleichzeitig an andern Frontteilen mit starken Kräften angreifen? Welche Breite konnte dem Durchbruchsangriff gegeben werden? Dabei sprach vor allem die verfügbare schwere Artillerie mit. Welche Angriffsmethode mußte gewählt werden, um die feindliche Artillerie unschädlich und die feindlichen Infanteriestellungen sturmreif zu machen? Wie war die Technik der sogenannten Feuerwalze zu gestalten, unter deren Schutz die Angriffsinfanterie überraschend und schnell vorwärts kommen sollte? Durch welche Weise der Nachrichten- und Befehlsübermittlung war das Zusammenwirken der Waffen sicherzustellen, die Störung der planmäßigen Bewegungen infolge der Zufälligkeiten des Kampfes auszuschalten? Wahrlich, eine Fülle der Probleme, aus denen auch der Nichtfachmann entnimmt, welche gewaltigen operativen und taktischen Leistungen dem deutschen Westheer vorbehalten blieben, ehe es der harrenden und hoffenden Heimat den Sieg melden konnte.

Das Jahr 1918 verzeichnete am 3. März den sogenannten Frieden von Brest-Litowsk. Die Augen des ganzen Erdkreises blickten in höchster Spannung auf die Vorgänge in Nordfrankreich. In der deutschen Heimat war „sursum corda“ die Mahnung, der endliche Sieg die Hoffnung. Die Bundesgenossen, deren Kraft nur noch für kurze Zeit vorhalten konnte, erwarteten vom deutschen Sieg in Nordfrankreich das sichere Ende des Krieges. Stolze Siegeszuversicht durchflutete die todesbereiten Truppen, die die vorangegangene Kampfespause zu fleißigen Uebungen im Angriff nach bewährten Regeln benutzt hatten.

Am 21. März begann der Angriff. Die für den Frontalkampf notwendige Massebildung war vorgenommen, soweit es in den Kräften stand. In glänzendem Ansturm gelang es, in wenigen Tagen mit den vordersten Divisionen nahe an den wichtigen Somme-Uebergang und Eisenbahnknotenpunkt Amiens heranzukommen. Eine gewaltige Leistung war vollbracht; das Tor schien geöffnet. Am 4. April wird das Ende der Schlacht verzeichnet. Der Feind war viele Kilometer „zurückgedrückt", nun „wiederholte er an anderer Stelle den vorübergehend aufgegebenen Widerstand". Mit dem Bewegungsapparat der modernen Millionenheere, den Eisenbahnen, hatte er in der Zwischenzeit Reserven herangebracht und das schon geöffnete Tor wieder verschlossen. „Der Erfolg eines solchen Angriffs ist aber auch im günstigsten Falle nur ein geringer", meint Graf Schlieffen.

Die Beharrlichkeit im Entschluß, die vom Feldherrn gefordert wird, führte zu neuen Massebildungen an anderen Stellen und neuen Angriffen, um das beabsichtigte Ziel zu erreichen. Es wurde nicht erreicht und Graf Schlieffen hat mit seiner Meinung recht behalten.

„Kleine Ursachen, große Wirkungen", waren die letzten Worte, ehe der Geist des Sehers am 4. Januar 1913 in die Ewigkeit entschwand. Den kleinen, unscheinbaren roten Faden, einen winzigen Gedanken, der die größten Wirkungen herbeiführen konnte, hatten wir im Herbst 1914 im Westen verloren. Zwar hat der Feldherr im Osten immer wieder versucht, den roten Faden aufzunehmen, wo er ihn spürte. In Erkenntnis der Ueberlegenheit des Kannä-Gedankens über den Frontalgedanken hat er auch mit geringen Mitteln um die Flanke gerungen. Daß er zuletzt im Westen im Durchbruch die Entscheidung suchte, lag in der Unmöglichkeit begründet, auf andere Weise im Westen die Voraussetzung zu schaffen für die Anwendung des Kannä-Gedankens. Da dieser in der vollkommensten Form, in der Umklammerung des ganzen deutschen Volkes mit politischen, militärischen und wirtschaftlichen Mitteln, unseren Feinden zu Gebote stand und wir weder mit militärischen noch politischen Mitteln die Umklammerung zu sprengen vermochten, sind wir der Ermattung erlegen.

3. Die staatsmännische Führung im Kriege.

Vielfach war die Ansicht verbreitet, daß der Staatsmann mit seiner Meinung hinter dem Feldherrn zurückzustehen habe, wenn das Volk zu den Waffen gerufen sei. Clausewitz hat den Krieg als ein *Mittel* der Politik bezeichnet, woraus zu schließen wäre, daß der Staatsmann gewissermaßen als *Auftraggeber* des Feldherrn zu betrachten sei. Friedrich der Große und Napoleon I. waren König, Staatsmann und Feldherr in einer Person; es unterliegt keinem Zweifel, daß bei ihnen die staatsmännische Erkenntnis dem Feldherrngenie übermittelt hat, welche politischen Ziele durch Anwendung der Gewalt zu erreichen seien; Kollisionen zwischen der Meinung des Staatsmannes und der des Feldherrn über die Benützung dieser oder jener Machtmittel, über die Kriegszwecke und den Zeitpunkt, wieder zum Frieden überzugehen, konnten in dem *einen* Kopf ihren Ausgleich finden. Da dieser Ausgleich bei Napoleon in der späteren Zeit nicht eintrat, sondern die Ruhmsucht des Feldherrn die Oberhand über die staatsmännische Erkenntnis gewann, war die Niederlage die unausbleibliche Folge.

Bei den Gegnern Friedrichs und Napoleons trat an Stelle des *einen* Kopfes eine Vielheit, der „Kriegsrat" in mancherlei Form. Deshalb waren Friedrich und Napoleon von vornherein ihren Gegnern überlegen gewesen. In den Kriegen 1866 und 1870/71 schien die Lösung für die Führung gefunden. Ein „Komitee", wie Graf Schlieffen es nennt, stand an der Spitze Preußen-Deutschlands. Der König, der selbst nicht alle Eigenschaften des Staatsmannes und Feldherrn besaß, hatte mit sicherem Blick zwei Persönlichkeiten gefunden, die befähigt waren, die Rollen des Staatsmannes und des Feldherrn zu übernehmen. Glücklicherweise gingen die Meinungen dieser beiden Mitglieder des Komitees selten auseinander. War es doch der Fall, wie 1866 nach Königgrätz und 1870 vor Paris, so fand der König mit klugem Verständnis und feinem Takt die richtige Entscheidung. Dem soldatischen Empfinden schien allerdings der Feldherr nicht

immer zu seinem vollen Rechte gekommen zu sein gegenüber dem staatsmännischen Willen des eisernen Kanzlers. Was das Schwert errungen habe, dürfe die Feder des Staatsmannes nicht wieder preisgeben, forderte die soldatische Denkweise für die Zukunft. Diese Auffassung fand neue Stärkung unter den Nachfolgern Bismarcks, dessen Autorität auch in militärischen Kreisen unbestritten gewesen war.

Graf Schlieffen hielt es für fraglich, ob im nächsten Kriege die Führung durch ein Komitee wie 1866 und 1870/71 sich wieder bewähren würde. Der alte Kaiser, Moltke, Bismarck waren dahingegangen, neue Männer herangewachsen. Aber auch der Charakter der Kriegführung war ein anderer geworden. Es handelte sich nicht mehr lediglich um einige Armeen von insgesamt 5—600 000 Mann, die nach den bewährten Regeln überkommener Strategie zu bewegen waren; sondern um ein riesiges Millionenheer, dessen Unterhalt Milliarden kostete; es handelte sich um Millionen von Arbeitern, die für die Millionen Soldaten am Feinde ungeheure Mengen von Gütern aller Art erzeugen mußten; es handelte sich nicht zuletzt um die wirtschaftliche Existenz eines 70 Millionen-Volkes, das durch den Aufschwung von Handel und Industrie, durch die Notwendigkeit von Lebensmittel- und Rohstoffzufuhren auf das Engste in die Weltwirtschaft verstrickt war. Ungeheure Probleme galt es zu lösen, wenn der nächste Krieg das deutsche Volk vom Weltverkehr abschnitt. Die entscheidende Frage, wie in einem solchen Kriege die Führung des Volkes zu gestalten sei, fand im Frieden keine nähere Prüfung; man verfügte ja über das Vorbild des Komitees der letzten Kriege und über das Siegesrezept des Grafen Schlieffen. In Beidem hat man sich geirrt, nicht weil Vorbild und Rezept an sich untauglich gewesen wären, sondern weil für das Komitee die Persönlichkeiten fehlten, um das Rezept richtig anzuwenden. Ein Kopf, in dem das Genie des Staatsmannes, des Feldherrn und des Wirtschaftskapitäns vereinigt gewesen wäre, wurde nicht entdeckt, eine Ergänzung des Komitees zu einem Kriegskabinett, Direktorium oder Obersten Rat, oder wie man es sonst nennen will, nicht gewagt. Zudem gab es schon all-

zuviel oberste Stellen, die sich das Recht, unmittelbar vom König gehört zu werden, nicht nehmen ließen; im Gegenteil, jeder war nach alter, guter Tradition bestrebt, selbst möglichst viel zu leisten, und freiwillig nicht bereit, auf die Machtfülle seines „Ressorts" zu verzichten. Ueber dem vielköpfigen Organismus stand allein der König, dessen Entscheidung angerufen werden mußte, wenn die Meinungen auseinander gingen. Leider war dies recht häufig der Fall, so daß der König bei den überaus schwierigen und komplizierten Fragen, die alle zu beherrschen einem Kopfe kaum gegeben sein konnten, oftmals in begreifliche Verlegenheit geriet und demjenigen zustimmte, der im gegebenen Augenblick am nachdrücklichsten auf ihn einzuwirken verstand. Auch wurde nicht verschmäht, die Stimmung der politischen Parteien und der wirtschaftlichen Verbände nach Bedarf für diese oder jene Meinung nutzbar zu machen, wodurch die Lage des Königs noch mehr erschwert wurde. Daher kann es auch nicht wundernehmen, daß im Laufe der Zeit, als der Krieg nicht das erhoffte, schnelle und siegreiche Ende nahm, sondern über Jahre sich hinzuschleppen drohte, der laute Ruf einerseits nach einer „parlamentarischen" Einrichtung der Regierungsgewalt, nach einer „Verbreiterung der Basis", wie man es nannte, andererseits nach einem „Diktator" erscholl. Dieser allumfassende Kopf wurde nicht gefunden; zum Mittel des Parlamentarismus entschloß man sich zu allerletzt, als damit auch nichts mehr zu retten war. Bis dahin dokterte man mit den üblichen Mitteln des alten Regierungssystems, schuf nach Bedarf neue Spitzen, verschob die Kompetenzen und erreichte damit statt einer Stärkung und Beschleunigung der Regierungsmaschine eine Schwächung durch Vermehrung der Reibungsflächen und eine Erschwerung schneller Entscheidungen. Die „Kommissionsberatung" und in wichtigen Fragen, wenn die Kommissionsberatung nicht zum Ergebnis geführt hatte, die „Beratung der Herren Chefs" waren die langsam arbeitenden Träger staatlichen Willens. Zahlreiche Besprechungen mit Sachverständigen, Verbänden, Organisationen und dergleichen mehr nahmen Tag und Nacht die hohen Regierungsbeamten in Anspruch, die bei kärglicher

Ernährung oft Uebermenschliches an Arbeit leisteten. Schwierige Kompromisse, so schlecht sie auch sein mochten, waren in der Regel das Ergebnis des Wettstreits im Reden. Nur eine Stelle gab es in dem Durcheinander staatlicher Organisation, die frei war von allen Hemmungen der Arbeit: der Chef des Feldeisenbahnwesens, der auf Grund gesetzlicher Bestimmungen, die einst der verstorbene General und Eisenbahnminister v. Budde als Chef der Eisenbahn-Abteilung des Großen Generalstabes durchgesetzt hatte, sein Amt mit diktatorischen Vollmachten versah.

Wenn man durch den Irrgarten der politischen Entwicklung während des Krieges sich hindurchfinden und die Leitmotive erkennen will, darf man die in der Kompliziertheit der bundesstaatlichen Regierungsmaschine begründeten Hemmungen nicht außer Acht lassen. Selbst der beste Wille, der bei allen Regierungsbehörden vorhanden war, und die Anspannung der Arbeitsleistung bis zum Aeußersten menschlicher Kraft vermochten nicht dem bürokratischen Räderwerk ausreichendes Schmieröl zuzuführen und die staatsmännische Führung sicherzustellen in einem Kriege, dessen räumliche Ausdehnung über Erdteile, dessen politische und wirtschaftliche Wirkungen über die ganze Welt sich erstreckten, und durch dessen Ausgang die Existenzbedingungen von Hunderten von Millionen Menschen verschiedenster Nationalität von Grund aus verändert werden mußten. Ueberragende Persönlichkeiten mit weitausschauendem, politischem und wirtschaftlichem Blick, mit rücksichtsloser Entschlußfähigkeit und nie wankendem Verantwortungsmut waren im Komitee der Führung fast nötiger als der Feldherr, denn der Kampf ging nicht um Provinzen und engbegrenzte politische Ziele, er ging um den Weltmarkt, um die weltwirtschaftliche Machtstellung des deutschen Volkes. *Daher waren militärische, politische und wirtschaftliche Führung ganz untrennbar.* Ein Geist mußte das Komitee beherrschen und alle seine Mitglieder umfassen: die Erkenntnis, daß die Erhaltung Deutschlands in seinen weltwirtschaftlichen Beziehungen das politische Ziel des Krieges sein mußte.

Wohl waren wir im Anfang des Krieges unseren Feinden organisatorisch überlegen, doch haben wir offenbar nicht verstanden, die Organisation der staatsmännischen Führung gemäß den Erfordernissen des Weltkrieges auszugestalten. Dem Räderwerk fehlte der große, geistige Antrieb. Als gar der Zwiespalt der Meinungen, der sich zwischen den obersten Stellen bald auftat, in das ganze Volk hineingetragen wurde, war dies für den Feind eine willkommene Hilfe.

Je mehr dieser Zwiespalt bei uns klaffte, um so einheitlicher konzentrierte sich Wille und Kraft der Führung beim Feinde auf das politische Ziel, die weltwirtschaftliche Machtstellung des Reichs zu vernichten. England und Lloyd George steuerten klaren Kurs; der Haß Clemenceaus heizte die Maschine — unklar und verworren war der politische Gedanke, nach dessen Kurs das deutsche Schiff zwischen den militärischen und wirtschaftlichen Klippen sich hindurchzuwinden suchte.

4. Der politische Gedanke und die Kriegführung.

Gleich bei Beginn des Krieges bestand offensichtlich eine Dissonanz zwischen dem politischen Gedanken, der darauf abzielte, die Neutralität Englands zu erhalten, und dem operativen, der den Vormarsch durch Belgien forderte. Die Verständigung mit England hieß, ins Militärische übertragen, Verzicht auf die Offensive gegen Frankreich, damit überhaupt Verzicht auf den Sieg im Sinne des Grafen Schlieffen. Die Bedrohung der flandrischen und französischen Küste durch unsern Vormarsch *mußte* unweigerlich England auf den Plan rufen. Die logische, nicht nur militärische, sondern politische Folgerung wäre gewesen, die Küste nicht zu bedrohen, sondern schleunigst zu besetzen und auch die Seestreitkräfte alsbald gegen England einzusetzen. Beides unterblieb. Bei den politischen Kombinationen behielt der Staatsmann auch weiterhin den Gedanken einer Verständigung mit England im Auge.

Die bis zur Marneschlacht schnell verlaufenen Operationen ergaben im Herbst 1914 eine militärische Lage, deren

Gefahren für die politische Entwicklung der Staatsmann ahnte. Vereinzelt wurden bereits Stimmen laut, daß es angebracht sei, an den Frieden zu denken. Die große Operation 1914 war in der Tat mißlungen; die Voraussetzung für eine schnelle Herbeiführung des Friedens, auf die die Operation eingestellt gewesen war, nicht mehr vorhanden, wenn auch die leise Hoffnung, den Sieg im Westen doch noch zu erzwingen, nicht aufgegeben wurde. Konnte der Kampf gegen England, dessen beherrschender Einfluß auf die Kriegführung der Feinde mit der Zeit hervortreten mußte, mit Aussicht auf Erfolg und mit welchen Mitteln durchgeführt werden, war die wichtige Frage, deren Beantwortung nach Lage der politischen und militärischen Verhältnisse mehr dem Staatsmann als dem Feldherrn zufiel. Nachdem England zu Beginn des Jahres 1915 sich entschlossen hatte, alle seine Menschenkräfte mobil zu machen, war mit einer Verschiebung der Stärkeverhältnisse für den Kampf zu Lande zugunsten des Feindes im Laufe der Zeit zu rechnen. Die Aussichten einer Seeschlacht verbesserten sich für uns ebenfalls nicht. Stillstand der Operationen war das Merkmal der Kriegführung im Westen, womit dem Staatsmann niemals gedient sein konnte. Der politischen Forderung, den Krieg schnell zu beenden, hätte es entsprochen, sich nunmehr mit voller Kraft auf den Feind im Osten zu werfen und dort eine neue große Schlachtentscheidung zu suchen. Das Operieren auf der inneren Linie, wie es Graf Schlieffen bei seinem Plane mit äußerster Folgerichtigkeit beabsichtigt hatte, brauchte mit dem ersten Mißerfolg im Westen nicht aufgegeben zu werden. Es war nur nötig, mit derselben Folgerichtigkeit sich gegen den andern Feind zu wenden. Im Westen blieb Zeitgewinn die operative und politische Aufgabe, bis die Entscheidung im Osten gefallen war. Da diese im Kriege stets unsicher ist, schien es rätlich, auch politisch im Westen der Zeit nicht vorzugreifen, insbesondere in der belgischen Frage, die für den Kampf mit England zur wichtigsten geworden war. Zeitpunkt und Art der Wiederaufnahme der Operationen im Westen hing von Umfang und Wirkung der Entscheidung im Osten ab. Für alle Fälle war

der Kampf gegen England nach Kräften vorzubereiten: politisch, indem die Psyche des Volkes darauf eingestellt wurde, militärisch, indem die maritimen Machtmittel bereitgestellt wurden, wirtschaftlich, indem weitausschauende Maßnahmen zur Steigerung der eigenen Produktion und zur sparsamen Verwendung der erzeugten Güter für den Unterhalt von Heer und Volk getroffen wurden. Vermehrung, Organisation und Ausbildung der U-Boote, deren Entwicklung bei Ausbruch des Krieges noch nicht ausreichend gefördert war, hätten eine wichtige Forderung des politischen Gedankens bilden müssen. Dabei war alles zu vermeiden, was vorzeitig dem Feinde die Gefahr des drohenden Angriffs vor Augen führte; selbst erfreuliche Einzeltaten von U-Booten konnten schädlich wirken, ehe der Aufmarsch der Kräfte beendet und der politische Zeitpunkt für den Beginn der neuen Operation gekommen war. Es ist müßig, über die Entwicklung des U-Bootkrieges, wie sie tatsächlich gekommen ist, sich zu streiten. Zwei Punkte mögen hervorgehoben werden. Die Eigenart der Waffe — sie hat keinerlei defensive Kraft — erforderte den Angriff in der schärfsten Form; die Wirkung beruhte auf der Ueberraschung. Einschränkungen in Ziel und Art des Angriffs verstießen daher gegen das Wesen der Waffe und erleichterten dem Feinde die Abwehr. Wurden ungenügende Kräfte noch dazu mit Einschränkungen über die Ausführung des Angriffs angesetzt, so mußte der militärische Erfolg ausbleiben und der politische Schaden hervortreten, das „Gewaltige" vor dem „Odiosen" zurücktreten.

Stimmt man diesen Gedankengängen zu, so ergibt sich der Schluß, daß es im Jahre 1915 geboten war, zunächst die Entscheidung im Osten zu suchen, während dieser Zeit in möglichster Stille den U-Bootkrieg vorzubereiten. Dadurch behielt der Staatsmann die Führung der Politik in der Hand. Führte die Operation im Osten zur vernichtenden Niederlage des russischen Heeres, so war die Friedensmöglichkeit mit Rußland gegeben, wenn diesem politisch goldene Brücken gebaut wurden. Die Kräfte wurden frei für den Kampf im Westen; der U-Bootkrieg gegen England konnte beginnen.

Mißlang die Operation im Osten, dann trat auch dort der politisch höchst fatale Stellungskrieg ein und eine nicht absehbare Dauer des Landkrieges stand bevor. Alsdann war der Staatsmann vor den entscheidenden Entschluß gestellt, entweder unter großen Opfern Frieden zu machen und alle Widerstände gegen seinen Willen zu beseitigen oder abzuwarten, bis die Ermattung des einen oder andern Teils eintrat, oder die Entscheidung zum drittenmal zu suchen durch den U-Bootkrieg. Im letzteren Falle konnte, wenn nötig, noch einige Zeit politisch und militärisch hinhaltend gefochten werden, bis eine ausreichende Zahl U-Boote zur Aufnahme des Kampfes bereitgestellt war.

In Wirklichkeit sind die Dinge ganz anders gelaufen. England wurde frühzeitig auf die drohende Gefahr aufmerksam; der U-Bootkrieg wurde vorzeitig mit ungenügenden Kräften eröffnet und bald wegen des Odiosen unter politischem Druck in abgeschwächter Form geführt. Die Entscheidung im Osten blieb unzureichend. Ein neues Gespenst, Amerika, war am westlichen Horizont erschienen, am östlichen eine fata morgana, die Polen- und Randstaaten-Politik, aufgegangen. Italien hatte sich den Feinden zugesellt; Rumänien schien geneigt, dem Beispiel zu folgen. Bulgarien war allerdings auf unsere Seite getreten; seine militärische Macht bedurfte jedoch dauernd der Stützung durch deutsche Truppen. Der geöffnete Donauweg und die Eisenbahnverbindung mit der Türkei gaben die Möglichkeit, unsere wirtschaftliche Kraft einigermaßen zu stärken. Im ganzen war das politische Fazit des Jahres 1915 nicht erfreulich.

Welche Aufgabe ergab sich für das Jahr 1916? Diese Frage hatte der Staatsmann zu beantworten. Je länger der Krieg dauerte, um so wichtiger war es, daß die militärischen Operationen im engsten Zusammenhang mit den Absichten der Politik standen. Die militärische wie politische Lage erlaubte nicht, Landerwerb ins Auge zu fassen, da als primäres Ziel nötig war, den Sieg zu erringen. Leider waren Staatsmann und Feldherr in ihren Entschließungen nicht mehr frei von den Rücksichten auf die wirtschaftliche Not, in die das Volk

durch die englische Blockade geraten war. Um diese Not zu mildern, waren eben erst die rumänischen Getreidezufuhren in Gang gebracht worden. Ohne dieses Getreide glaubten Deutschland und Oesterreich nicht bis zur nächsten Ernte leben zu können. Ließ sich dieser Faktor aus der Erwägung ausschalten, so lag zu Beginn des Jahres 1916 der Gedanke nahe, nochmals eine Entscheidung im Osten herbeizuführen. Rumänien war seit Beginn des Krieges in seiner Haltung unfreundlich gewesen; unter dem Eindruck des serbischen Feldzuges war es zum Getreidegeschäft übergegangen. Nach dessen Beendigung mußte damit gerechnet werden, daß Rumänien sich dem englischen Druck beugen und zum Kriege schreiten würde. Da man nicht voraussehen konnte, wie sich bis dahin die militärische Lage entwickelt haben würde, kam für uns in Betracht, selbst die Initiative zu ergreifen und aus der serbischen Episode eine kriegsentscheidende Operation herauszuholen. Dazu mußte Rußland durch rumänisches Gebiet angegriffen werden; zunächst war allerdings das rumänische Heer zu schlagen. Die militärische Lage Anfang 1916 schien hierzu günstig; eine große umfassende Operation war schon durch die geographische Lage des Landes und den Aufmarsch der Truppen ermöglicht. Die Bulgaren ersehnten nichts mehr, als an den Rumänen für den hinterlistigen Ueberfall im zweiten Balkankrieg Rache zu nehmen. Entschloß man sich zu diesem Plan, so war allerdings auf andere Operationen Verzicht zu leisten und die ganze verfügbare Truppenmenge gegen Rumänien einzusetzen, um schnelle Erfolge zu erringen. Die geringe Leistungsfähigkeit der bulgarischen Eisenbahnen erschwerte den Aufmarsch; dies war zu überwinden, wenn der Plan frühzeitig gefaßt wurde, damit Zeit für die Transporte blieb. Gleichzeitig mit dieser Operation gegen Rumänen-Russen konnte im Westen der von langer Hand vorbereitete U-Bootkrieg beginnen.

Die Voraussetzungen für den Plan sind hier nicht nachzuprüfen. Staatsmann und Feldherr haben andere Pläne verfolgt und wohlerwogene Gründe gehabt. Der rumänische Feldzug kam später doch allerdings unter erheblich ungünstigeren politischen und militärischen Umständen. Der An-

griff bei Verdun war mißlungen und hatte starke Kräfte verbraucht; die Somme-Schlacht war noch im Gange; die russischen Angriffe hatten im Osten zu mehrfachen Krisen geführt. In dieser veränderten Lage war die politische Forderung einer kriegsentscheidenden Operation vom Feldherrn kaum zu erfüllen. In der Tat hat der rumänische Feldzug beim Feinde kein Friedensmotiv ausgelöst. Der Staatsmann suchte einen Ausweg aus der schwierigen Lage, in die er geraten war, indem er öffentlich und feierlich den Feinden Frieden anbot. Die erhoffte Wirkung blieb ganz aus. Auch bei Rußland, dessen Friedensneigung durch die Erklärung des Königreichs Polen nicht gerade gefördert sein konnte.

Wenn General v. Clausewitz das Wesen des Krieges richtig erkannt hat, so sind es „zwei Dinge, welche in Wirklichkeit als Motiv zum Frieden an die Stelle der Unfähigkeit zum ferneren Widerstand treten. Das erste ist die Unwahrscheinlichkeit, das zweite ein zu großer Preis des Erfolges". Da vermutlich unsere Feinde das Buch „Vom Kriege" eifrigst studiert haben, so wird ihnen der Rückschluß aus unserem Friedensangebot nicht sonderlich schwer geworden sein, was auch die Antwort bewies. Daß bei unseren Feinden eines oder das andere der Friedensmotive hätte vorausgesetzt werden können, war durch ihre politische und militärische Lage nicht gerechtfertigt. England hielt den Erfolg sicherlich nicht für unwahrscheinlich und keinen Preis für zu hoch, besonders wenn ihn hauptsächlich die andern zahlten. Frankreich war an England fest angekettet und von dessen Willen ganz abhängig. Italien und Rumänien spielten keine entscheidende Rolle im Konzern der Feinde, hatten auch für uns wenig Bedeutung für die Friedensfrage. So blieb nur Rußland übrig, an das eine Annäherung versucht werden konnte, indem man dem Zaren und seiner Regierung das rote Gespenst an die Wand malte. Kein Zar und keine russische Regierung wäre aber dem Umsturz entgangen, wenn sie die Niederlage anerkannten, indem sie weite Gebiete den Feinden überlieferten. Somit mußte unsere Polen- und Randstaaten-Politik unfehlbar sich gegen uns selbst wenden, wie dies auch geschehen ist.

General v. Clausewitz führt drei allgemeine Objekte des Krieges an: die Streitkraft, das Land und den Willen des Feindes. Bis 1917 waren die feindlichen Streitkräfte von uns nicht vernichtet; die militärische Lage hielt sich etwa im Gleichgewicht, wenn auch die Menschenquellen beim Feinde reicher flossen. Land war von uns weithin besetzt; der Wille des Feindes blieb unerschüttert. Diesen zu bezwingen, wurde der U-Bootkrieg in der scharfen Form beschlossen, auf dessen Abwehr der Feind sich bereits einigermaßen hatte einrichten können infolge der früheren U-Boot-Aktionen. Nur mit halbem Herzen hatte der Staatsmann seine Zustimmung gegeben, da das amerikanische Gespenst ihm im Nacken saß. Die Gutachten von „Sachverständigen" erleichterten seinen Entschluß. Irrten sie, dann kam der Staatsmann in ganz üble Lage; er hatte sich einen neuen Feind auf den Hals geladen, dessen unerschöpfliche Hilfsmittel das annähernde Gleichgewicht, das zu einer Friedensverständigung Voraussetzung ist, zugunsten des Feindes bedeutend verschieben mußten. Gelang es, das Gleichgewicht ohne das Eintreten Amerikas in den Krieg noch länger hinzuhalten, so nahm bei späterem Beginn des verschärften U-Bootkrieges die Aussicht auf Erfolg zu.

Viel umstritten ist die Frage, ob Amerika ohne die Eröffnung des U-Bootkrieges im Februar 1917 sich zum Kriege entschlossen haben würde. Nach der ganzen politischen Entwicklung ist kaum zu bezweifeln, daß Amerika in den Krieg eingriff, sobald das Gleichgewicht erheblich zuungunsten Englands sank. Da Amerika jedoch ein Heer nicht vorrätig hatte, ist es fraglich, ob es sich mit dessen Aufstellung und Versendung über das Meer sehr beeilt haben würde. Die Annahme ist berechtigt, daß Amerika zunächst zur Friedensvermittlung zugunsten Englands sich entschlossen und erst, wenn diese gescheitert wäre, zur Truppenverschiffung gegriffen haben würde. In diesem Falle wäre das Odium des Kriegeintritts auf Amerika gefallen, wodurch für uns die politische und moralische Berechtigung zur Anwendung der schärfsten Form des U-Bootkrieges gegeben war. Der politische Gedanke, der vom Jahre 1917 ab unsere Kriegführung hätte beherrschen können,

war die Erhaltung des Gleichgewichts, da eine volle Kriegsentscheidung, d. h. das Wehrlosmachen des Gegners, nicht erreichbar schien. Dann bot im letzten Stadium des Krieges die U-Bootwaffe, unausgesetzt vermehrt, das Mittel, überraschend und schnell die Wage auf unsere Seite zu senken, um so mehr, wenn — wie dies nach dem Verlauf der Dinge nachher möglich gewesen wäre — U-Bootkrieg und Offensive im Westen gleichzeitig eintraten.

Das Kriegsjahr 1918 begann unter politisch günstig erscheinenden Auspizien. Rußland war aus dem feindlichen Konzern ausgeschieden; Rumänien mußte dem Vorgang folgen; der östliche Horizont schien frei von Gewölk; die revolutionäre Gefahr wurde verkannt. Die Vereinigung der Kräfte im Westen bot nochmals Gelegenheit, vom Verständigungsfrieden zu reden: vor der Offensive. Da der Staatsmann jedoch an den vollen Erfolg dieser Offensive glaubte, verzichtete er darauf, die Friedensfrage zu stellen; ebenso später, als der erste Durchbruchsversuch dem Feinde heilsamen Schrecken eingejagt hatte, von dem er sich leider zu schnell wieder erholen konnte dank der amerikanischen Hilfe, die beschleunigt über das Meer eilte. Nach jedem weiteren Angriff unsererseits verschlechterte sich die politische Lage und die Aussicht, zu einer Verständigung über den Frieden zu gelangen. Denn keinem Feinde ist die Torheit oder Gutmütigkeit zuzumuten, daß er auf das Ziel des kriegerischen Aktes, den andern wehrlos zu machen, freiwillig verzichten wird, wenn er durch die Entwicklung der militärischen Lage diesem Ziel zusehends näher kommt. Die Feinde hatten im Sommer 1918 keinerlei Anlaß, aus einem der Friedensmotive, die Clausewitz nennt, zum Frieden bereit zu sein.

Rückschauend ist festzustellen: Entweder waren im ganzen Verlaufe des Krieges unsere militärischen Erfolge nicht danach geartet, um beim Feinde den Eindruck zu erwecken, daß der Erfolg für ihn unwahrscheinlich, bezw. der Preis ein zu hoher sei; oder derartige Motive waren zu Zeiten beim Feinde in der Tat vorhanden gewesen, sind aber von uns nicht recht-

zeitig erkannt und richtig benützt worden. Wer wollte sich vermessen, ein Urteil zu fällen?

Als im Herbst 1918 Feldherr und Staatsmann sich unter dem äußersten Zwang der Lage entschlossen, den Präsidenten Wilson gewissermaßen als Arbiter gemäß seinen 14 Punkten anzurufen, war dieser gar nicht mehr in der Lage, die ihm zugedachte Rolle zu spielen, denn England und Frankreich hatten ihn und seine Truppen nicht mehr nötig, wie ja der gleichzeitige Ruf nach Frieden und Waffenstillstand unschwer verraten ließ. Wilson kam bei uns in schlechten Geruch; ob mit Recht oder Unrecht, mag der Historiker nachprüfen. Erleichtert haben wir ihm jedenfalls die Rolle nicht, die wir von ihm erwartet hatten.

* * *

Die Geschichtsschreibung wird die Periode von 1890 bis 1918 durch die Ueberschrift charakterisieren „Kampf Deutschlands mit England um den Weltmarkt" und feststellen, daß Frankreich, Rußland und die anderen Verbündeten lediglich Hilfstruppen für englische Zwecke waren. England brauchte diese Hilfstruppen, da es allein gegen Deutschland nichts hätte ausrichten können. Das Glück war England noch besonders hold, indem sein alter asiatischer Widersacher, Rußland, dabei ebenfalls zugrunde ging und Frankreich wirtschaftlich kaum weniger ruiniert wurde als Deutschland.

Trotz all seiner weißen, gelben und schwarzen Hilfsvölker war England bis zum Jahre 1917 nicht imstande gewesen, die deutsche Kraft zu brechen; wohl oder übel mußte es noch an die amerikanische Mitwirkung appellieren, um uns den Garaus machen zu können, was wir ihm noch selbst erleichtert haben.

Wenn der deutsche Staatsmann dieselbe Auffassung von dem Charakter des Weltkrieges hatte, so lag nahe, den Feind, an dessen eigene Kraftquellen wir nicht herankommen konnten, dadurch zu schwächen, daß man seine Hilfsvölker abspenstig zu machen suchte, die ihm am meisten nützten, Frankreich und Rußland. Beide sind durch unsere Politik erst recht ins englische Lager getrieben worden, indem wir bei ihnen den An-

schein erweckten, als sei der Zweck des Krieges die Eroberung von Provinzen. In Wahrheit waren wir in den Krieg eingetreten zur Verteidigung unserer wirtschaftlichen Stellung in der Welt oder, wie der Diplomat sich auszudrücken pflegt, zur Erhaltung des status quo. Da unsere militärischen Erfolge sehr glänzende schienen, trat als politischer Zweck gelegentlich der Landerwerb hervor. Indem wir Rußland und Frankreich in ihrem Landbesitz zu schädigen trachteten, erleichterten wir England das Spiel.

* * *

Aus dem Verlauf der Ereignisse wird allgemein die Ueberzeugung gewonnen werden, daß es die Aufgabe des Staatsmannes war, schnell zu einem solchen Frieden zu kommen, der den Bestand des Reiches und die Grundlagen seiner wirtschaftlichen Entwicklung sicherstellte. Ueber den Begriff eines solchen Friedens gingen die Meinungen auseinander. Im Streite der Meinungen ist der politische Gedanke nicht klar erkannt und festgehalten worden, der die Anwendung der Gewalt leiten mußte. Staatsmann und Feldherr marschierten getrennt, ohne sich zum politischen Schlagen zu vereinigen.

5. Volkswirtschaft und Kriegführung.

Von altersher gehörte zum Kriegführen Geld. Die Ansammlung eines Kriegsschatzes spielte daher zu allen Zeiten eine wichtige Rolle. Die Aufspeicherung von Brotkorn bildete die zweckmäßige Ergänzung des Kriegsschatzes aus Silber und Gold. Im 17. Jahrhundert sah Montecucculi im Geld die einzige Voraussetzung zum Kriegführen. Friedrich der Große hatte bereits einen viel weiteren wirtschaftlichen Blick, der ihn befähigte, sieben lange Jahre Krieg zu führen, ohne sein Land zugrunde zu richten, wenn auch eine jahrelange wirtschaftliche Stockung nicht ausblieb. Allerdings hatte er englische Subsidien annehmen müssen. Der Sohn der Revolution, Napoleon, begnügte sich nicht mit den alten Methoden der Kriegführung; er scheute sich nicht, die Schätze zu nehmen,

wo er sie gerade fand und in welcher Form sie sich boten; er verstand es meisterhaft, die Kosten der Kriegführung den Ländern aufzuerlegen, die er eroberte. Dadurch rettete er die französische Volkswirtschaft aus dem Chaos der Revolution und sogar im vorhinein aus dem Zusammenbruch seiner eigenen Macht. Eine Erscheinung der napoleonischen Kriegführung bedarf besonderer Erwähnung: die Kontinentalsperre, die erste wirtschaftliche Waffe großen Stils. Sie hat die beabsichtigte Wirkung auf den Feind verfehlt und infolgedessen politisch sich gegen den Urheber selbst gekehrt. Aehnlich erging es uns mit dem Ubootkrieg.

Während die „Heilige Allianz" den „Biedermeier" in Mitteleuropa beschirmte, war draußen in der Welt die „größte Revolution seit 6000 Jahren" in Gang gekommen; Dampf und Elektrizität hatten sich als „Organisatoren und Herrscher" in der Volkswirtschaft erhoben. Nichts ist in der Geschichte merkwürdiger als der Umstand, daß Dampfschiff und Telegraph just in dem Moment der Menschheit zuteil wurden, wo England sich eben seines gefährlichsten Feindes Napoleon entledigt hatte und niemand auf dem Erdenrund da war, der England ernstlich Konkurrenz machen konnte, als es daran ging, mit Hilfe der neuen Verkehrsmittel seine Herrschaft auf die fremden Märkte auszubreiten. Die völlige Umgestaltung des volkswirtschaftlichen Lebens ist das charakteristische Merkmal des 19. Jahrhunderts. Die Volkswirtschaften der Völker und Erdteile traten in engste Verbindung miteinander; der Handel nahm neue und vielseitige Formen an; der Großbetrieb übernahm die Führung in der Gütererzeugung. Im Güteraustausch spielten Entfernung und Masse keine Rolle mehr. Schmoller sagt: „Alle Standorte der Produktion und der Menschen verschoben sich, die persönliche und räumliche Arbeitsteilung wurde gänzlich verändert durch die Möglichkeit, Produktion und Konsumtion auf einer längeren Linie zu verbinden. Ein kompliziertes, kostenersparendes Zirkulationssystem wurde die Voraussetzung jeder hochstehenden Volkswirtschaft."

Während England sich den neuen Aufgaben des Handels und Verkehrs widmete, holte das deutsche Volk lange Ver-

säumtes nach und begann sich zu einigen. Der Feldzug 1870/71 verlief lediglich nach den trefflichen Lehren der Strategie ohne die wirtschaftlichen Verhältnisse der Kriegführenden besonders in Mitleidenschaft zu ziehen. Selbst das besiegte und um mehrere Milliarden geschädigte Frankreich vermochte von der Niederlage schnell sich wieder zu erholen. Daraus zog man den Schluß, daß auch in Zukunft die Kriegführung in den alten Bahnen sich bewegen werde. Die Erfahrungen von 1870/71 bildeten die Grundlagen für die Kriegsvorbereitung auch auf wirtschaftlichem Gebiet. Geld und Brotkorn waren vorhanden; weitere Vorkehrungen schienen nicht erforderlich. Die durch das Anwachsen der Heere infolge der allgemeinen Wehrpflicht aufgeworfenen neuen Fragen der Heerführung und Heeresversorgung wurden auf dem Wege der Organisation und Ausbildung gelöst. Im übrigen war Deutschland nach Bismarcks Ansicht „saturiert".

Die Herrschaft der Verkehrsmittel machte jedoch vor den deutschen Toren nicht halt. Außerdem war durch die Einigung des deutschen Volkes eine gewaltige Steigerung seiner wirtschaftlichen Kräfte eingetreten, die sich im Bevölkerungszuwachs kundtat. Die Umwandlung vom Agrar- zum Industriestaat war nicht mehr aufzuhalten. Der natürliche Trieb strebte hinaus, um am großen Verkehr teilzunehmen. Frankreich hatte begonnen, ein großes Kolonialreich sich zu schaffen. Deutschland führte der Tatendrang auf das Meer, um Handel zu treiben, da an freiem Kolonialland nicht mehr viel übrig war. Unversehens war Deutschland aus dem Zustand des Bismarckschen Saturiertseins hinausgewachsen und in die Rennbahn des Weltmarktes eingetreten, wo der Rivalitätstrieb zur dauernden Kräftemessung anspornte. Bald wurde die englische Eisen- und Stahlproduktion von der deutschen überholt. Unaufhaltsam wurden die verschiedenen Zweige der deutschen Volkswirtschaft in das komplizierte Zirkulationssystem der Güter verstrickt, das man „Weltwirtschaft" nennt. Es kann hier darauf verzichtet werden, in Zahlen darzulegen, wie der deutsche Auslandshandel bis zur Jahrhundertwende sich entwickelt hatte und welche Abhängigkeiten daraus für die hei-

mische Produktion und Konsumtion entstanden waren. Zwar hielten die Engländer uns noch nicht für eine sea going nation, trotzdem der Anteil der deutschen Handelsflotte am Weltverkehr ein recht ansehnlicher geworden war. Vorübergehend war England schwankend gewesen, ob es mit dem Konkurrenten auf dem Weltmarkt nicht lieber gütlich sich zusammenfinden sollte.

Für uns schien die Frage, ob „Kontinentalpolitik" oder „Weltpolitik" zu treiben sei. Dabei ist uns ein Irrtum unterlaufen. Weltpolitik im Sinne der Teilnahme am großen Verkehr, am Güteraustausch auf den langen Linien war unbestreitbare Tatsache geworden; Industrie und Handel konnten nicht mehr mit dem Kappzaum behandelt werden. Die Frage mußte daher lauten: Welche Politik ist nötig, um unsern Anteil am Weltverkehr sicherzustellen? Sie war vom Grafen Schlieffen, als wir 1900 in die ostasiatischen Wirren verwickelt waren, dahin beantwortet worden, daß die Entscheidung über die Machtstellung unseres Vaterlandes nicht in fernen Ländern, sondern zu Hause an unserer West- oder Ostgrenze fallen werde. Auch Eduard VII. war, als er seine Einkreisungspolitik unternahm, sich wohl bewußt, daß die kontinentale Machtstellung Deutschlands zu untergraben sei, wenn man den unbequemen Konkurrenten auf dem Weltmarkt loswerden wolle. Solange die deutsche Landmacht im Herzen Europas in gebietender Stellung feststand, konnten die deutschen Schiffe auch das Meer befahren und konnte der deutsche Kaufmann in allen Erdteilen Handel treiben. Fiel das deutsche Heer, dann half auch die beste und stärkste Flotte nichts. Das war in den geographischen Verhältnissen ebenso begründet wie bei England das Gegenteil. Das Landheer bildete in der Tat den besten Schutz für die deutsche Volkswirtschaft, wenn auch zuzugeben ist, daß starke Seestreitkräfte zur Bewachung der langen Linien, die Produktion und Konsumtion verbanden, notwendig waren.

Die Volkswirtschaftslehre beschäftigte sich nicht viel mit kriegerischen Problemen. Sie beschränkte sich auf die Feststellung, daß die Kriegführung infolge der wirtschaftlichen Entwicklung sehr viel schneller und energischer geworden und da-

her ein langer Krieg unmöglich sei. Graf Schlieffen formulierte seine Ansicht dahin, daß das gestörte Räderwerk von Handel und Industrie schnell wieder in Lauf gebracht werden müsse, um die Existenz der Nation nicht aufs Spiel zu setzen, und zog daraus den Schluß der kühnen Kannä-Operation gegen Frankreich. Mit Recht darf gesagt werden, daß damit die vollkommenste Einheit des operativen, politischen und wirtschaftlichen Gedankens erreicht war. —

Im letzten Jahrzehnt vor dem Ausbruch des Weltkriegs beschäftigte sich die fachmännische Literatur mit einigen kriegswirtschaftlichen Fragen, insbesondere mit der Geldbeschaffung und Volksernährung, ohne daß dabei der gänzlich veränderten wirtschaftlichen Lage Deutschlands gegenüber früheren Kriegen ausreichend Rechnung getragen worden wäre. Wenn auch die Ansicht ausgesprochen wurde, daß die Veränderungen in der Kriegführung seit 1870/71 nicht hinter denen der napoleonischen Zeit zurückstehen und daß der allgemeine Charakter des Krieges gewaltsamer und in seinen Folgewirkungen gesteigerter geworden sei, daß infolgedessen eine schnelle Beendigung im allgemeinen Kulturinteresse liege, so blieb doch der Umstand weniger beachtet, daß der Zwang zur Unterwerfung durch Erschöpfung der Hilfsquellen in der Lage Deutschlands in bedrohliche Nähe rückte, wenn eine schnelle Beendigung des Krieges nicht erreicht wurde — ein Fall, mit dem zu rechnen die Vorsicht gebot. Sie wurde nicht geübt, jedoch wurde als nötig betrachtet, den Kriegsschatz im Juliusturm um einiges zu erhöhen, damit er ein paar Tage länger reiche; auch berechnete man die jährlichen Kriegskosten auf 6—11 Milliarden oder wenig mehr und überzeugte sich, daß ein solcher Betrag leicht zu beschaffen war angesichts des steigenden Volksvermögens und Volkseinkommens. Man neigte sogar der Ansicht zu, daß bei den modernen Kreditsystemen das Geld seine frühere Rolle im Kriege ausgespielt haben werde. Indeß — es gab auch sorgenvollere Köpfe, die die Bildung eines „finanziellen Beirats" für die Kriegführung angeregt haben.

Auf dem Gebiet der Volksernährung erwies die Statistik, daß die Bismarcksche Auffassung nicht mehr zutraf, der ge-

fordert hatte, daß Deutschland immer in der Lage bleiben müsse, das Korn, das die deutsche Nation esse, auch selbst bei sich zu Hause zu bauen. Unsere Ernährungsbasis hatte sich bedeutend verschoben; die Volksernährung war von den Zufuhren über See abhängig geworden. Eine einwandfreie Klärung der Ernährungslage, wie sie jeweils in den Jahren vor dem Krieg bestand, fand nicht statt; die oberflächlichen Erwägungen rechneten mit einjähriger Kriegsdauer, obwohl von gewichtiger Seite eine Vorratswirtschaft für mindestens zweijährige Dauer empfohlen worden war.

Da mancher die Schwäche unserer wirtschaftlichen Kriegsrüstung ahnte, wurde die Forderung nach einem „wirtschaftlichen Generalstab" laut. Volkswirtschaftslehre stand nicht im Lehrplan der militärischen Bildung. Wer sollte die neue Aufgabe der wirtschaftlichen Kriegsvorbereitung übernehmen? Dem militärischen Generalstab, der glänzenden Schöpfung Moltkes und Schlieffens sie zu übertragen, war keine Neigung; gehörte doch der Generalstab nicht einmal zu den „Zentralbehörden". Das Kriegsministerium, wofür mancherlei Gründe sprachen, befand sich nach Organisation und Arbeitsmethode im Zustand der Hypertrophie, hatte selbst auch wenig Lust dazu. Schnell entschlossen eine neue Reichsbehörde in gemischtem System zu bilden, entsprach nicht den Gepflogenheiten der Ressorts, die dabei von der eigenen Machtfülle zu verlieren fürchteten. So blieb nur der Reichskanzler mit seinen Stellvertretern übrig. Es gelang nicht, die wirtschaftliche Kriegsvorsorge über das finanzielle Gebiet hinaus praktisch in Angriff zu nehmen. Der Versuch, die Vorräte im Lande durch Steigerung der Zufuhren über See zu vermehren, scheiterte an dem Streite, wer bezahlen sollte, ob Reich oder Bundesstaaten. Somit gingen wir wirtschaftlich nicht mehr vorbereitet in den größten aller Kriege der Menschheit wie etwa im Altertum die Athener in den peloponnesischen Krieg. —

Eine wirtschaftliche Mobilmachung hätte eine Fülle von Aufgaben vorgefunden, deren Lösung vor allem auch zu klarerer Erkenntnis unserer Lage im Kriege bei Absperrung vom Seeverkehr geführt hätte. Diese Absperrung mußte die Voraus-

setzung aller Maßnahmen, sowohl der wirtschaftlichen wie auch der militärischen bilden; denn es ist das erste Erfordernis, für kriegsvorbereitende Maßnahmen den ungünstigsten Fall zugrunde zu legen und nicht mit unsicheren Faktoren, wie es Zufuhren über See waren, zu rechnen. Ging man davon aus, daß die deutsch-österreichisch-ungarische Volkswirtschaft auf Jahre hinaus auf sich selbst gestellt sein würde, dann ergab sich ohne weiteres der Schluß, den wirtschaftlichen Gedanken bei Kriegsvorbereitung und Kriegsdurchführung in den Vordergrund der Erwägungen treten zu lassen. Selbst Italien durfte als Zwischenträger wirtschaftlicher Beziehungen zum Weltmarkt nicht angesehen werden, da die italienischen Küsten unter den englischen Kanonen lagen und der Schiffsverkehr auf dem mittelländischen Meer der englischen Kontrolle unterlag. Auch Zufuhren über und aus Rumänien blieben selbst bei freundlicher Haltung dieses Landes stets unsicher. Das zweite Erfordernis wäre gewesen, eine „planmäßige" Kriegswirtschaft von vornherein in Aussicht zu nehmen, da an die Stelle des unbeschränkten Weltmarktes der eng begrenzte Nationalmarkt trat, dessen Beschickung mit Gütern mit der Dauer des Krieges automatisch abnahm, so daß Güterknappheit mit allen ihren Folgen zum Ausgangspunkt der praktischen Maßnahmen genommen werden mußte. Dabei spielte die Ordnung des Verkehrs infolge der veränderten Verbindungslinien zwischen Produktion und Konsumtion eine wichtige Rolle, um Kohle und Frachtraum zu sparen.

Das dritte Erfordernis hätte besonders gründlicher Untersuchung bedurft: die Umstellung des Produktionsprozesses mit dem Ziel größtmöglichster Produktionssteigerung unter sparsamster Ausnützung der Produktionsmittel.

Die Heerführung von den Stockungen der Produktion und der Volksstimmung unabhängig zu machen, war um so notwendiger, als gerade die leistungsfähigsten Produktionsstätten an der Peripherie des Wirtschaftsgebietes lagen und bei ungünstigem Verlauf der Operationen dem feindlichen Einfall ausgesetzt waren. Allerdings gewährte der Operationsplan des Grafen Schlieffen der größten und wichtigsten Produktions-

stätte am Niederrhein den besten Schutz. Ging dieses uns verloren, dann war die Kriegführung nach Aufbrauch der im Lande befindlichen Kohlenvorräte am Ende ihres Könnens, da Millionenheere ohne die Kohle nicht existieren können. Die Kohlenerzeugung auf der Höhe zu halten, sogar zu steigern, hätte den militärischen Forderungen ebenso entsprochen wie den wirtschaftlichen. Daran haben wir nicht gedacht, sondern im Gegenteil durch den Entzug von Arbeitskräften die Kohlenerzeugung im August 1914 auf etwa die Hälfte herabgedrückt. Von diesem Sturz hat sich unsere Wirtschaft während des ganzen Krieges trotz aller Anstrengungen, die Kohlenförderung auf den alten Stand wieder zu heben, nicht erholen können.

Für den militärischen Verkehr war eine treffliche Organisation in jahrelangen Kämpfen mit den Ressorts durchgesetzt worden; leider waren dabei die Wasserstraßen nicht zu ihrem vollen Rechte gekommen. Bei einem langen Krieg mußten die Wasserstraßen an Bedeutung gewinnen, besonders wenn es nicht gelang, den Eisenbahnapparat auf derselben Höhe der Leistung zu erhalten wie bei Beginn des Krieges. Daß die Leistung mit der Zeit abnehmen würde, war allein schon aus dem Umstand abzuleiten, daß die Betriebs- und Baumaterialien infolge des Rohstoffmangels an Menge und Güte zurückgehen würden. Für die größere Ausnützung der Wasserstraßen herrschte bei den Ressorts im Kriege ebenso wenig Neigung wie im Frieden. Auch in manchen militärischen Kreisen huldigte man der Anschauung, daß der Verkehr im Kriege zu beschränken sei, während doch der Krieg selbst ein Akt des menschlichen Verkehrs ist und die Kriegführung mit Millionenheeren ohne glänzend geordneten Verkehr unmöglich ist. Die Unterbindung der Schiffahrt auf dem Rhein hat für lange Zeit die Versorgung der Produktionsstätten im Westen und Süden schwer geschädigt.

Wie es in der Natur der Dinge liegt, stehen militärische und wirtschaftliche Interessen sich häufig im Wege. Einen Ausgleich zu finden und dabei doch die militärische Leistungsfähigkeit aufs höchste zu steigern, ist eine schwierige, aber doch nicht unlösbare Aufgabe, wenn in peinlicher Friedensarbeit die zu

beschreitenden Wege erforscht werden. Doch fehlte es uns an der Erkenntnis der Notwendigkeit, diesen Ausgleich zu finden. Nicht einmal auf dem Gebiete der Menschenökonomie, die dem militärischen Denken am nächsten liegt, ist es zu Maßregeln gekommen, die das Aufgebot des ganzen Volkes zu Kampf und Arbeit zum Ziele nahmen. Vielleicht wäre auf dem Wege über eine wirtschaftliche Mobilmachung unser Wehrsystem modernisiert worden auf der Grundlage einer allgemeinen Wehr- und Arbeitspflicht, so daß bei Ausbruch des Krieges das ganze Volk sich einteilte in Soldaten, Arbeiter, Kranke, Kinder und Greise. Eine solche „Sozialisierung" des ganzen Volkes wäre zu Beginn des Krieges bei der hochgehenden Begeisterung sehr viel leichter gewesen als später die Einführung der Arbeitspflicht unter gänzlich veränderten Verhältnissen. —

Einige Gesichtspunkte, die von besonderem Interesse sind, mögen noch im Zusammenhang mit den Aufgaben einer wirtschaftlichen Mobilmachung dargelegt werden. Die „Zwangs"-wirtschaft hat sich im Kriege recht unbeliebt gemacht. Sie wäre zweifellos auch die Folge einer wirtschaftlichen Mobilmachung gewesen, aber dann vermutlich organischer und unter größerer Berücksichtigung der Produktion aufgebaut worden. In der Tat haben wir infolge des Fehlens dieser Mobilmachung den Gaul am Schwanze aufgezäumt, denn der gebotene Weg wäre gewesen, die Maßnahmen für die Steigerung der landwirtschaftlichen Produktion voranzustellen, demnächst die Verschiebung von den Produktionsstellen nach den Konsumtionsstellen auf den kürzesten Wegen mit Hilfe des Handels zu organisieren und erst in dritter Linie den Organen der Selbstverwaltung die Kontrolle über sparsamen Verbrauch und gerechte Verteilung der Güter zu übertragen. Da wir uns all dies nicht vorausschauend überlegt hatten und erst ans „Organisieren" gingen, als die Not uns auf den Nägeln brannte, so kam es menschlicherweise zu mancherlei Mißgriffen und zur Verstimmung von Interessenten im Lager der Produktion wie der Konsumtion. Wenigstens auf dem Gebiet der Brotversorgung ist frühzeitig vorgegangen worden, so daß der Betrieb der Verteilung im Gange war, als die Notzeit kam. Glücklicherweise fand sich

auch für die „Kriegsrohstoffe“ bald nach Ausspruch der Mobilmachung ein weitausschauender, organisatorischer Kopf.

Die Rohstoffabhängigkeit vom Auslande jedoch schon im Frieden auf ein erträgliches Maß zu bringen, wäre ebenfalls eine wichtige Aufgabe der Kriegsvorsorge gewesen, zu deren Lösung die Industrie, sei es auf freiwilligem oder gesetzlichem Wege, herangezogen werden konnte. Gesetzlichen Bindungen sich zu fügen, wäre unsere Industrie bei dem großen Rivalitätstrieb, dem sie auch die Friedenserfolge verdankte, allerdings wenig geneigt gewesen, besonders wenn diese Bindungen ihre Konkurrenzfähigkeit auf dem Weltmarkt beeinträchtigt hätten. Ob aus solchem Nachteil nicht auch mancher Vorteil für die nationale Wohlfahrt sich ergeben hätte? Möglichst hochbezahlte Qualitätsarbeit auf den Weltmarkt zu liefern und die nicht im eigenen Lande gewonnenen Rohstoffe auf das sparsamste auszunützen und dafür reiche Vorräte an solchen auf Lager zu halten, war auch vom wirtschaftlichen Standpunkt aus zu vertreten, besonders wenn man bedenkt, daß diese Vorräte gleichzeitig zur Stärkung unserer finanziellen Kriegsbereitschaft herangezogen werden konnten. Juliustürme von Kupfer, Nickel und anderen Metallen wären im Kriege uns sehr wertvoll gewesen, jedenfalls wertvoller als die Töpfe, die man der Hausfrau aus der Küche geholt hat. Hand in Hand mit der Behandlung der Rohstoffrage wäre der technische Fortschritt gegangen, wenn planmäßig für jedes Metall, das wir vom Ausland bezogen, Untersuchungen stattgefunden hätten, um es bei Waffen, Geräten, Maschinen durch ein einheimisches Metall zu ersetzen. Bei einem Reichsamt für wirtschaftliche Mobilmachung hätte eine Kammer für technischen Fortschritt und neue Fabrikationsmethoden nicht fehlen dürfen.

Doch all dies hätte natürlich Geld gekostet. Diese Ausgaben uns zu leisten, wäre eine vortreffliche „Wirtschaftsversicherung“ gewesen. Doch hatte der Deutsche von altersher kurze Sicht und war von unheilbarer Steuerscheu befallen; jetzt muß er in Sack und Asche Buße tun, weil er im Frieden Sparsamkeit übte und im Kriege der Meinung war: „Geld spielt keine Rolle“, statt gerade umgekehrt zu verfahren.

Noch bleibt zu erwähnen, daß wir auf manchen technischen Gebieten Glück hatten. Zur rechten Zeit wurde der Stickstoff aus der Luft geholt und mancher „Kriegsersatz", der zwar nicht immer das ungeteilte Lob der Bevölkerung fand, gefunden.

Im Zusammenhang mit dem operativen und politischen Gedanken ist bereits darauf hingewiesen, daß wir politisch in den Krieg hineingetaumelt und operativ der Aufgabe nicht voll gewachsen waren. Diese Feststellung ist noch dahin zu ergänzen, daß jede wirtschaftliche Vorbereitung über das auch bei den alten Athenern übliche Maß hinaus versäumt worden ist.

Der Eintritt Englands in den Krieg riß uns aus der Weltwirtschaft heraus und verurteilte das deutsche Volk zur Wiederaufnahme der Binnenwirtschaft einer längst vergangenen Zeit, verurteilte Handel und Industrie, deren mächtige Friedenserfolge durch den „freien" Wettbewerb auf dem Weltmarkte errungen waren, zur „gebundenen" Wirtschaftsführung innerhalb des eigenen Wirtschaftsgebiets. Unausbleiblich war der Streit zwischen Freiheit und Zwang. In der dem deutschen Wesen eigentümlichen Illusion befangen, scheuten wir uns vor dem wahren Gesicht der Dinge, vor der nüchternen Wirklichkeit, kamen mit unseren Maßnahmen zu spät, vergriffen uns in der Wahl der Mittel, von denen wir sofortige und übertriebene Wirkungen erwarteten. Als diese auf sich warten ließen, ebenso wie der schnelle Sieg, fielen wir aus einer Enttäuschung in die andere. Wir bedachten nicht, daß die Durchführung wirtschaftlicher Maßnahmen viel Zeit und Geduld erfordert.

In welch unvergleichlich günstigerer Lage befanden sich dem gegenüber unsere Feinde! Sie blieben eingeschaltet in den großen Verkehr, in die langen Linien, die Produktion und Konsumtion der ganzen Welt verbinden; sie blieben befähigt, ihre Kraft aus den fernsten Ländern zu ergänzen, wie im Frieden. Das wirtschaftliche Problem konzentrierte sich bei ihnen in einem Punkte, dem Frachtraum zur Aufrechterhaltung des großen Verkehrs. Trotz der Uboote ist es England und Amerika gelungen, das Problem zu lösen; trotz der Versenkungen hat die Welttonnage in der Kriegszeit bis zum Frühjahr 1919 um mehr als 2 Millionen Tonnen zugenommen. Durch die Ver-

schiebung der Produktion der Welt infolge des Ausfalls der Mittelmächte wurde die Kriegführung auch auf das kaufmännische Gebiet ausgedehnt; die Eroberung der Absatzmärkte und die Verdrängung der deutschen Waren von diesen bildeten das Kriegsziel der kaufmännischen Operation unserer Feinde. Wenn dieses Ziel nicht erreicht ist, so verdanken wir dies besonders dem Umstand, daß infolge des Krieges Angebot und Nachfrage sich vollkommen verschoben haben. Die Jagd nach dem Absatzmarkt, nach dem Konsumenten, ist umgeschlagen in die Jagd nach der Ware, nach dem Produzenten.

6. Die englischen Waffen.

Der Krieg ist ein Akt der Gewalt, und es gibt in der Anwendung derselben keine Grenzen. (Clausewitz.)

Warum sollte England seinem Handeln Grenzen setzen, nachdem es zum Kriege entschlossen war? Völkerrechtliche oder sonstige Hemmungen waren bei England nicht vorauszusetzen; sentimentale Neigungen kennt England nur in der eigenen Beurteilung seiner Motive, nicht aber in der Wahl der Waffen gegen den Feind. Trotzdem waren noch kurz vor dem Kriege in deutschen amtlichen Kreisen Auffassungen verbreitet, die darauf rechneten, daß England im Kriege die amerikanische Flagge respektieren werde, wenn diese zur Versorgung Deutschlands nach der Rheinmündung komme; England werde die Gefahr eines Konfliktes mit Amerika nicht laufen. Allerdings dachte England nicht daran, Amerika ins feindliche Lager zu treiben, und Amerika dachte nicht daran, seine Schiffe nach der Rheinmündung zu senden, um uns Rohstoffe und Lebensmittel zu liefern; ganz im Gegenteil, Amerika sah seinen Vorteil auf der anderen Seite und setzte dadurch die riesenhafte Hausse-Bewegung seiner Wirtschaft fort. Ueberdies lag die Rheinmündung im Machtbereich Englands, ohne daß eine blockierende Flotte davor lag. Denn die wirtschaftliche Schlinge, die England den neutralen Nachbarstaaten Deutschlands, ins-

besondere Holland, um den Hals legen konnte, war nicht weniger gefährlich, als Kanonen.

In der Beurteilung der englischen Waffen haben wir geirrt! Wir fürchteten die englische Flotte, mißachteten das englische Landheer und verkannten völlig die Schärfe der wirtschaftlichen Waffe, die in der Abschnürung vom Weltverkehr lag. England sah richtiger; es begnügte sich mit der fleet in being, schuf ein starkes Landheer, um den militärischen Zusammenbruch Frankreichs zu verhindern, und nahm alsbald die wirtschaftliche Waffe in schärfsten Gebrauch, mit der unmittelbar die Kraftquellen des deutschen Volkes getroffen wurden. Allerdings hatte diese Waffe auch für England eine unangenehme Kehrseite, wenn sie in der bisher üblichen Form der Blockade der Häfen durch Seestreitkräfte angewandt wurde. Durch ein solches Verfahren wäre die englische Flotte dauernd am Feinde festgelegt und in ihrer Kraft zersplittert worden; insbesondere wäre die Teilung der Kräfte in Nord- und Ostsee erforderlich gewesen. Damit hätte die deutsche Flotte, auf der inneren Linie operierend, Aussicht gehabt, die englische in Teilen zu schlagen, jedenfalls sie dauernd zu schwächen. Da England dieses Risiko nicht laufen durfte, erfand es ein gefahrloseres, sinnreicheres, nicht weniger wirksames Verfahren in der sogenannten „Fernblockade", wodurch Schiffahrt und Handel nach Deutschland bereits an den Ausgangshäfen unterbunden wurden. Die Kontrolle der neutralen Nachbarstaaten Deutschlands ergänzte, das System der „schwarzen Listen" vollendete ein wirtschaftliches Kampfverfahren, in dessen Anwendung England es zur Virtuosität gebracht hat.

Die Wirkungen auf die Widerstandsfähigkeit des deutschen Volkes machten sich, wie es in der Natur der Dinge lag, erst bemerkbar, als die im Lande vorhandenen Betriebsvorräte auf die Neige gingen und in Haus und Familie der Mangel an den Gegenständen des täglichen Bedarfs eintrat. Diesen Zeitpunkt möglichst hinauszuschieben, wurde in der Illusion auf den baldigen Sieg versäumt; das erste und zweite Kriegsjahr waren dem Indentaghineinleben gewidmet. Den Zeitpunkt wenigstens vorauszusehen, war für den Feldherrn und Staats-

mann gleich wichtig, weil der „kriegerische Geist", der die Kriegführung aus dem Innersten des Volkes heraus befruchten muß und ohne den die Kriegführung unmöglich wird, von dem physischen Zustand des einzelnen und der Gesamtheit abhängt. Fing der kriegerische Geist infolge der wirtschaftlichen Nöte zu schwinden an und gelang es nicht, die abnehmende physische Kraft durch Steigerung der moralischen Faktoren auszugleichen, so gerieten Feldherr und Staatsmann auf schwankenden Boden. Ein kluger Kenner der Massenpsychologie durfte sich nicht darüber im Unklaren sein, daß mit der Zermürbung der physischen Kräfte und der Abnahme des kriegerischen Geistes die innerpolitische Zersetzung unweigerlich Hand in Hand gehen würde. Auf diese loszusteuern, war der Feind auch durchaus entschlossen; der Wirkung seiner wirtschaftlichen Waffe durfte er sicher sein, je länger der Krieg dauerte. Die Zeit arbeitete für den Feind. Zur Unterstützung der wirtschaftlichen Waffe unternahm England noch den Lügenfeldzug oder wie man es sonst nennen will, Propaganda, Reklame. Von der „öffentlichen Meinung" hielt man bei uns aus Tradition nicht viel, die Macht der Presse wurde höchst unangenehm empfunden. Daß in der öffentlichen Meinung der Welt unsere Feinde jedenfalls für die Kriegsdauer und einige Zeit darüber hinaus einen wertvollen Bundesgenossen gewonnen haben, wird nicht mehr zu bestreiten sein; ebenso werden wir einsehen, daß in der Anwendung der Lüge als politisches Kampfmittel die Feinde uns überlegen waren. Ein bekannter General vertrat die Ansicht: „Lügen dürfen nur gescheite Leute." Die deutsche öffentliche Meinung geschlossen in den Kampf gegen die öffentliche Meinung der Welt zu führen, ist uns nicht gelungen. Ob unsere Kampfmittel untauglich waren oder falsch angewendet wurden, bleibe unerörtert; ein deutscher Lord Northcliff wurde nicht gefunden. Der feindliche Lügenfeldzug nahm sich ein doppeltes Operationsziel vor. Die moralische Stellung Deutschlands in der Welt war zu brechen, damit jeder Versuch, wenn auch nur platonisch oder auf der Friedenskonferenz für Deutschland Partei zu nehmen, im Keime erstickt wurde. „Der Uebel größtes ist die Schuld" — war die Parole, die zur Bearbeitung der Welt-

meinung in tausendfältigen Variationen, in Wort und Bild über alle Erdteile ausgegeben wurde. Das zweite Operationsziel der feindlichen Propaganda bildete die Untergrabung des moralischen Zusammenhalts im deutschen Volke selbst. Für diesen Zweck hat England nach anfänglichen Versuchen mit andern Mitteln sehr bald zu einer überaus geschickten Parole gegriffen, die nicht nur in Deutschland selbst, sondern in der ganzen Welt ein Echo fand: Kampf gegen den preußischen Militarismus, gegen den Autokratismus. Nach Bedarf wurden jeweils auch andere Schlagworte gefunden. Mit diesem Propagandafeldzug wurde die Axt an die Wurzeln des deutschen Heeres gelegt und im deutschen Volke die politische Zersetzung gefördert. Ehe auf die uns zu Gebote stehenden Gegenmittel eingegangen wird, ist noch ein Wort über wirtschaftliche und psychologische Zusammenhänge zu sagen.

7. Die Kriegskonjunktur.

Als am 1. August 1914 auf den Knopf gedrückt wurde, sprang das Räderwerk der militärischen Mobilmachung pünktlich an und lief ohne Störung ab, ein Rad griff ins andere. Die Vorbereitungsarbeit eines Menschenalters stellte in wenigen Tagen das mächtigste Kriegsinstrument an den Grenzen bereit. Durch die Entziehung der Arbeitskräfte und die militärische Inanspruchnahme der Verkehrsmittel kam das wirtschaftliche Räderwerk ganz oder teilweise zum Stillstand. Die Krise begann, Arbeitslosigkeit setzte ein. Diese Erscheinungen waren nichts Ueberraschendes, und es hätte niemand gewundert, wenn sie von Monat zu Monat zugenommen hätten. Dies war nicht der Fall, da die Anfangserfolge des Heeres den Feind von unseren Grenzen fern hielten und das Wiederingangkommen des wirtschaftlichen Lebens ermöglichten. Um die Wende des Jahres 1914/15 war die akute Krise überwunden; die wirtschaftliche Konjunktur schien sich günstig zu gestalten. Das Millionenheer war als Käufer auf dem Markt erschienen, brachte einen ungeheuren Bedarf und einen gefüllten Geldbeutel mit; viel

Ware um jeden Preis zu beschaffen, wenn es nur schnell ging, war das für den Verkäufer angenehme Geschäftsprinzip des Käufers. Der vom Staate gebotene Verdienstanreiz steigerte den Rivalitätstrieb auf dem Markt und eröffnete dem Egoismus des einzelnen die größten Gewinnmöglichkeiten. Diese auszunützen schien nicht im Widerspruch zum Gesamtinteresse zu stehen, denn dieses verlangte schnellste Lieferung, damit der Krieg auch schnell beendet werden konnte. Solange die Aussicht auf baldiges siegreiches Ende vorlag, war gegen das Vorgehen von Käufer und Verkäufer nichts einzuwenden, denn die unausbleiblichen Auswüchse der Spekulation wären mit dem Verschwinden des Millionenheeres als Käufer vom Markte von selbst wieder zurückgegangen. Da der Krieg jedoch sich hinschleppte, ein siegreiches Ende zweifelhaft wurde, das Millionenheer steigenden Bedarf hatte, die Konkurrenz auf dem Binnenmarkt eine sehr beschränkte war, Geld keine Rolle spielte, wurde die Kriegskonjunktur zum charakteristischen Merkmal unseres Nationalmarktes. Sie war zu ertragen, wenn die darin liegenden Gefahren rechtzeitig erkannt und durch geeignete Maßnahmen eingeschränkt wurden. Uebermäßige Gewinne stehen an sich schon im Widerspruch mit dem Gesamtinteresse des Volkes im Kriege; sie reizen zwar zur Arbeit, aber wecken gleichzeitig die egoistischen Triebe des einzelnen. Die Gefahren für die Moralität des Volkes sind im Kriege gesteigert, weil dem Kriegsgewinn des einen der Opfertod des anderen schroff gegenübersteht. Auf der einen Seite wachsen Habsucht und rücksichtsloser Erwerbstrieb, kommen Ehrlichkeit, Treu und Glauben ins Wanken; auf der anderen Seite schießt der Neid empor und die Lust, sich dem Opfertod zu entziehen. Mit der Dauer des Krieges *mußten* die in diesem psychologischen Gegensatz lauernden Teufel sich der Seele des Volkes bemächtigen; der Verlust an kriegerischem Geist und innerer Widerstandsfähigkeit bedeutete mehr als verlorene Schlachten. Was war zu tun? Es gab zwei Wege: entweder das Entstehen von Kriegsgewinnen zu verhindern, oder die etwa entstandenen alsbald wieder zu beseitigen durch steuerliche Maßnahmen. Dieser Weg wurde nicht beschritten, um dem Volke die „Kriegsstim-

mung" nicht zu verderben; jener gefiel weder den Unternehmern noch den Arbeitern, denn auch die Arbeiterschaft hatte im Laufe der Zeit erkannt, daß mit Hilfe der Kriegskonjunktur eine ansehnliche Steigerung der Löhne sich erreichen lasse. Somit ließ man den Dingen ihren verderblichen Lauf und steckte den Kopf in den Sand. Nachdem die Lohnfrage aufgerollt war, gab es keinen Halt mehr im Hochklettern der Preise, die der Staat zahlte, wodurch wiederum die Konjunktur gesteigert wurde. Aus diesem circulus vitiosus war vom Jahre 1917 ab nur noch durch scharfe Eingriffe seitens des Staates herauszukommen, nachdem mit der zunehmenden Spannung zwischen Angebot und Nachfrage auf dem Markte der Zwangswirtschaft die Typen des Hamsterers und Schiebers zu „Herrschern und Organisatoren" des Marktes sich aufgeworfen hatten. Höchste Gefahr war im Verzuge, nicht allein wegen der gewaltig ansteigenden Kosten, sondern vor allem wegen des Niedergangs des kriegerischen Geistes und der Unterhöhlung der Grundfesten des Staates. Denn der Egoismus des Menschen hatte die Oberhand gewonnen über die Vaterlandsliebe; die Reklamation von Mannschaften wurde zum Krebsschaden des Heeres; der Gegensatz zwischen Heer und Heimat, zwischen Opfertod und Geldgewinn, zwischen Entbehren und Genießen, zwischen reich und arm vertiefte sich immer mehr. Das Gift der Zersetzung war in die Blutgefäße von Volk und Heer eingedrungen. Die Wechselwirkungen zwischen beiden waren nicht zu verhindern, denn es war ein lebendiger Körper, der infolge der Unterernährung nicht mehr imstande war, die Gegengifte in der eigenen Blutbahn zu erzeugen. Mehr und mehr bereitete sich der Boden vor für die Wiederaufnahme des Klassenkampfes, der zu Beginn des Krieges in hochlodernder vaterländischer Begeisterung durch einen gebrechlichen Burgfrieden unterbrochen worden war. Mit den Anzeichen zum Wiederbeginn des Klassenkampfes traten die alten sozialen und politischen Gegensätze verschärft hervor. Der innere Kampf zwischen monarchischem Prinzip und Volkssouveränität war nicht mehr aufzuhalten, da die Regierung nicht imstande schien, einen Frieden herbeizuführen. Der Friedensgedanke vertrieb zusehends den kriegerischen Geist und nahm

von der Massenpsyche Besitz. Bei der organischen Verbindung von Heer und Volk durch den Blutkreislauf drang die Zersetzung weiter in das Heer und rief dort den Gegensatz zwischen Offizier und Mann hervor. Jener war der vornehmste Träger des kriegerischen Geistes, dieser der Träger der Friedenssehnsucht. Da infolge des langen Krieges und der Umwandlung des Offizierkorps auch in diesem die moralischen Gifte des Eigennutzes um sich gegriffen hatten, wurde das persönliche Vertrauensverhältnis zwischen Führer und Untergebenen erschüttert. In den Zersetzungsgeschwüren des Volks- und Heereskörpers fand die feindliche Propaganda günstige Einfallspforten.

So groß die Gefahr des Zusammenbruchs der psychischen Kräfte des Volkes und Heeres war, es gab doch noch Mittel, ihr entgegenzutreten. Zwei Mittel sind schon erwähnt, in deren Anwendung man keine Grenzen kennen durfte: Gründlichste Beseitigung aller Kriegsgewinne, von Unternehmern und Arbeitern, und Tötung der Schieber, die dem staatlichen Machtgebot sich nicht fügten.

Ein drittes Mittel war geeignet, die moralische Stellung Deutschlands in der Welt unangreifbar zu machen, den moralischen Zusammenhalt im Volke wieder herzustellen und einer revolutionären Entwicklung vorzubeugen. In der psychologischen Größe des Mittels lag die werbende Kraft im Innern wie nach außen. Ein ähnlicher Gedanke war bereits zu Beginn des Krieges von einer Seite empfohlen worden, die in reaktionären Kreisen Ansehen genoß. Auch Schmoller hat dieser Idee eine Zukunft prophezeit. Es war der „Bund zwischen Monarchie und Arbeiterwelt". Schmoller sagt: „Die Monarchie nebst ihren Organen und die Arbeiterwelt stellten die lebendigsten Kräfte in Deutschland dar, denen gegenüber die alten Parteien und die übrigen Klassen wohl die Majorität, aber auch die gesättigten trägeren Elemente des Staatslebens bilden. Und wer glaubt, daß die stärksten Mächte in einem Staate sich behaupten, der wird nicht fehlgreifen, wenn er prophezeit: wie einst der Liberalismus mit der deutschen Beamten- und Militärmonarchie sich zu gemeinsamen Reformen zusammengefunden habe, so werde es einst der Sozialismus.

Es würde sich damit nur das alte historische Gesetz erfüllen, daß große entgegengesetzte politische Kräfte innerhalb desselben Staates doch immer zuletzt den Punkt der Vereinigung und des Zusammenwirkens finden. Es würde ein im Staatsrat gesprochenes Wort Kaiser Wilhelms II. aus dem Anfang seiner Regierung wahr, daß der preußische Staat, weil er die festeste monarchische Verfassung und Verwaltung habe, auch fähig sei, die soziale Reform am kühnsten in die Hand zu nehmen."

Die Monarchie hat ihre große Stunde im Kriege versäumt.

8. Der wirtschaftliche Durchbruch.

Bei den operativen Entschließungen im Kriege sind in der Regel die militärischen Gründe ausschlaggebend gewesen; in einigen Fällen haben politische Erwägungen mitgesprochen, nur in zwei Fällen haben wirtschaftliche Forderungen zur Entscheidung beigetragen. Der eine Fall war die Operation gegen Serbien 1915, durch die der Donauweg und die Verbindung mit der Türkei geöffnet werden sollte, der andere der Vormarsch in die Ukraine 1918, deren Getreide und sonstige Hilfsmittel zur Linderung der Not in Deutschland und Oesterreich-Ungarn notwendig schienen. Nachdem durch die Absperrung vom Seeverkehr und die Einschließung von allen Seiten der Wirtschaftskrieg in den Vordergrund getreten war und von der Wiedereinschaltung der deutschen Volkswirtschaft in die weltwirtschaftlichen Beziehungen die Existenz der Nation abhing, lag es nahe, auch bei den operativen Entschlüssen den wirtschaftlichen Forderungen in erster Linie Rechnung zu tragen. Dies tat der Schlieffensche Plan in vollkommener Weise, indem er darauf abzielte, durch schnellste Niederwerfung Frankreichs die Einschließung Deutschlands an der stärksten und wichtigsten Stelle dauernd zu sprengen, Englands Kriegführung zu Lande unmöglich zu machen und dadurch den Plan der wirtschaftlichen Abschnürung zu vereiteln. Wurde Frankreich zum Frieden gezwungen, dann wäre auch Italien die Lust vergangen, sich am

Kriege zu beteiligen. Italien und Spanien bildeten alsdann für uns die Zwischenglieder zum Weltverkehr. Ob England unter diesen Umständen zur Fortsetzung des Krieges im Westen sich entschlossen haben würde, ist sehr fraglich. Tat es dies wider Erwarten doch, so besaßen wir in der Kanalküste die beste und einzige Basis zur Bekämpfung Englands. Nachdem die Lösung des „Westproblems" 1914 gescheitert war und keine Aussicht bestand, in der Folge den wirtschaftlichen Durchbruch nach Westen wieder aufzunehmen, blieb nichts übrig, als ihn nach Osten zu versuchen. Es kam dabei nicht darauf an, im Osten Land zu erobern und die Landkarte zu verändern, sondern in erster Linie die Verkehrswege nach dem Osten zu öffnen und den Wiederanschluß an das russisch-asiatische Wirtschaftsgebiet zu gewinnen oder, wie man sagt, „eurasiatische" Wirtschaftspolitik zu treiben, um die englische Abschnürung vom amerikanischen Wirtschaftsgebiet in ihrer Wirkung einigermaßen aufzuheben. Die Voraussetzung für eine solche Wirtschaftspolitik war eine vernichtende Niederlage des russischen Heeres, damit Rußland von der Aussichtslosigkeit ferneren Widerstandes überzeugt und zum Frieden geneigt wurde. Die militärische Aufgabe war schwierig, aber nicht unlösbar, wenn durch die Angriffsrichtungen das russische Heer am Zurückweichen in den tiefen Raum verhindert wurde. Dies gelang 1915 nicht; die Operation stand im Zeichen der Eroberung Polens, der wirtschaftliche Gedanke wurde dem politischen untergeordnet. Im Jahre 1916 wurde ein einheitlicher Plan zum wirtschaftlichen Durchbruch nach Osten nicht gefaßt, dagegen eine rein militärische in ihrem Ziel beschränkte Operation im Westen unternommen, aus der wirtschaftliche Folgen sich niemals ergeben konnten. Eine Offensive durch Rumänien gegen Südrußland im Frühjahr 1916, wie sie bereits erwähnt ist, hätte im Zeichen des wirtschaftlichen Durchbruchs gestanden. Als der rumänische Feldzug später kam, blieb er an der Grenze des südrussischen reichen Wirtschaftsgebiets stecken; wohl brachte er uns einige Linderung durch das rumänische Getreide. Wir arbeiteten im Osten gewissermaßen in „Stücken", statt das „Ganze" anzupacken: den Durchbruch zur Weltwirtschaft. —

In diesem Zusammenhang möge auf einige Punkte wirtschaftlicher Art hingewiesen werden. Der mitteleuropäische Gedanke nahm die Bildung einer Art Wirtschaftsblock zwischen dem westlichen und östlichen Wirtschaftsgebiet in Aussicht und scheint unbewußt aus dem Gefühl entsprungen zu sein, daß im Kriege eine zentrale Wirtschaftsleitung der Verbündeten am Platze gewesen wäre. Bei der Baltikum-Politik war das Leitmotiv der Siedelungsgedanke, dessen Ausführbarkeit von Voraussetzungen abhing, die dem Problem einer Verbindung der deutschen mit der russischen Volkswirtschaft entgegenliefen, denn diese forderte Erhaltung, nicht Zerschlagung Rußlands. Der Traum Hamburg—Bagdad bewegte sich in mittelalterlichen Verkehrsanschauungen und mußte an dem Mangel der Verbindung militärisch scheitern. Vorübergehend bemächtigte sich auch ein persischer Traum einiger Köpfe, die nicht bedachten, daß solche Unternehmungen der Vorbereitung durch Eisenbahnbau bedürfen. —

Im Jahre 1917 fehlten die Kräfte für größere Unternehmungen im Osten im Sinne eines wirtschaftlichen Durchbruchs. Als um die Wende 1917/18 die Gelegenheit zum Frieden im Osten sich bot, übersahen wir, daß die Hand, die sich uns entgegenstreckte, dabei war, die russische Volkswirtschaft absichtlich zugrunde zu richten und dadurch die wirtschaftliche Wirkung des Friedens für uns illusorisch zu machen. Der Friede von Brest-Litowsk war kein Wirtschaftsfriede, nicht einmal ein Brotfriede, wie er genannt wurde, er diente lediglich zur vorübergehenden Befriedigung der Friedenssehnsucht und wurde zur nicht gewollten Förderung der revolutionären Zersetzung im eigenen Volkskörper. Der Weg über Brest-Litowsk zur Westoffensive hat sich nicht bewährt. Die wirtschaftliche Gesamtlage hat durch beides eine erhebliche Verschlechterung erfahren, abgesehen von der vorübergehenden Hilfe aus der Ukraine. Hielt man an der Lösung des „Ostproblems" fest, so ergab sich für 1918 der Gedanke, dem Bolschewismus zuleibe zu gehen, was damals ein leichtes gewesen wäre. Die Defensive im Westen hätte um so bessere Aussichten gehabt, als für Amerika kein Zwang vorgelegen hätte, die Truppensendungen zu beschleu-

nigen. Es ist sehr fraglich, ob sich die Franzosen und Engländer allein zum Angriff entschlossen hätten angesichts des starken deutschen Kräftezuwachses aus dem Osten, denn zur Bekämpfung des Bolschewismus hätten wenige gute Truppen genügt.

Das dritte Problem der Kriegführung vom wirtschaftlichen Standpunkt war das „amerikanische" oder „Weltproblem". Um dieses in seiner vollen Bedeutung zu erkennen, ist es nötig, sich die wirtschaftliche Lage des deutschen Volkes im Winter 1916/17 zu vergegenwärtigen. Die Wirkungen der Hungerblockade steigerten sich unter der Transportnot auf einen die Volksstimmung stark belastenden Grad. Die Anforderungen auf dem Gebiet der Waffen- und Munitionsherstellung vergrößerten zusehends die Verkehrsschwierigkeiten und den Kohlenmangel. Dieser schien bald in der Erzeugung, bald im Transport, bald in der Verteilung seine Ursache zu haben; in der Tat war er ein warnender Gradmesser dafür, daß die der deutschen Wirtschaft aufgepackte Last über ihre Kraft ging und daß die Grundlage für die Aufrechterhaltung des wirtschaftlichen Lebens anfing, in die Brüche zu gehen. In üblicher Weise glaubte man nicht an den Ernst der Lage, sprach von akuten Verkehrskrisen infolge des Winters und überhörte die Warnungen, die darauf hinwiesen, daß der Verkehrsapparat durch die Ausdehnung der Kriegsschauplätze und die Abnützung des Materials und Personals in seiner Leistungsfähigkeit erheblich herabgesetzt sei und daß bei der übermäßigen Belastung ein weiteres Nachlassen nicht mehr aufzuhalten sei. Die Einsicht, daß in den Verkehrslinien der Binnenwirtschaft völlige Desorganisation herrschte, brach sich erst allmählich Bahn. Die ins Ungemessene steigenden Geldausgaben konnten nur durch fiktive Werte unter Verpfändung nicht nur der vorhandenen Produktionsmittel, sondern auch der Arbeitskraft der noch nicht Geborenen gedeckt werden; die schiefe Bahn führte dem finanziellen Ruin zu, wenn es nicht gelang, die Kriegskosten den Feinden aufzubürden, was immer noch von manchem erhofft wurde. Mit dem zunehmenden allgemeinen Rückgang der Ernteerträge wurde die Volksernährung knapper und unsicherer; die Unterernährung führte zu steigender Sterblichkeit und zu

einer schweren Gefahr für die Zukunft des deutschen Volkes. Das Gesamtbild der deutschen Volkswirtschaft im Winter 1916/17 zeigte, daß der wirtschaftliche Wendepunkt des Krieges gekommen war; der politische fiel um dieselbe Zeit. Die operative Kurve war bereits seit 1914 langsam aber stetig im Fallen gewesen, wie unsere Valuta an den neutralen Börsen. Man schalt auf die Valuta, weil sie uns angeblich daran hinderte, viel Lebensmittel aus den neutralen Ländern einzuführen, während sie in Wirklichkeit eine gute Beurteilung unserer Lage seitens Dritter bot. Der Krieg ging nicht mehr um diese oder jene Kriegsziele, sondern um die wirtschaftliche Existenz.

In dieser Lage traf uns die Wucht der mächtigsten Volkswirtschaft der Erde, als Amerika den Krieg erklärte. Dies bedeutete viel mehr, als man gemeinhin annahm. Damit vollendete sich der Weltkrieg. Die neue Welt trat auf den Plan mit dem festen Willen, ein Millionenheer zu rüsten und die Kriegsentscheidung zu bringen. Der ungezügelte Unternehmungstrieb eines jungen Volkes, das bedeutendste Organisationsgenie für den Großbetrieb wurden bewußt und planmäßig in Bewegung gesetzt. Nicht allein gegen Deutschland, sondern gegen ganz Europa! Das Ringen zwischen Deutschland und England wuchs hinaus über die Kriegsschauplätze zum Beginn einen neuen Weltepoche. Die neue Welt schickte sich an, das Erbe der alten Welt anzutreten.

Die letzte Hoffnung schien der U-Bootkrieg. Doch was wollte man damit gegen Amerika! Ein paar U-Boote zwischen Neufundland und Florida! Auch England wurde trotz anfänglicher guter Erfolge nicht auf die Kniee gezwungen. Im Spätsommer 1917 war daher der psychologische Wendepunkt des Krieges für Deutschland gekommen, wo der Staatsmann als Auftraggeber des Feldherrn sagen konnte: „Die politische und wirtschaftliche Lage erfordert, den letzten Kampf um Zeitgewinn zu führen; äußerste Schonung der Menschenkräfte und der Produktionsmittel ist nötig. Ich bin zum Frieden auch unter schweren Opfern entschlossen, weil die Existenz der Nation nicht noch mehr aufs Spiel gesetzt werden darf.“ Auf die öffentliche Kundgebung der Friedensbereitschaft kam es gar nicht an; sie

konnte viel schaden und nichts nützen, wohl aber kam es auf die innerste Ueberzeugung des Staatsmannes und seinen unerschütterlichen Willen, den Frieden herbeizuführen, an. Der Verlauf des Winters 1917/18 schien die Lage zu bessern; Rußland war aus dem Kreise der Feinde ausgeschieden, der Ring im Osten war gebrochen (leider benutzte der Bolschewismus die offene Tür nach Deutschland). Die Offensive 1918 im Westen wurde beschlossen. Da die Operation nur frontal angesetzt werden konnte in der Form des Durchbruchs an einer Stelle und die Amerikaner rechtzeitig eintrafen, ist der erwartete Erfolg ausgeblieben. Als tüchtige Organisatoren hatten die Amerikaner in einem Jahre ein großes Heer aufgestellt und den Transport nach Europa beschleunigt, indem sie die Transportschiffe mit der doppelten und dreifachen Zahl des normalen Fassungsvermögens belegten. Mit dem Erscheinen des amerikanischen Heeres in Frankreich war eine Kampfentscheidung zu unseren Gunsten im Angriffsverfahren unmöglich geworden, auch in der Defensive für längere Dauer aussichtslos, weil unsere Kräfte stetig ab-, die feindlichen stetig zunahmen.

Präsident Wilson, der nach einer englischen Ansicht einem Sektenprediger oder einem schottischen Puritaner ähnelt, war in der Tat als arbiter mundi von der Vorsehung berufen. Da er über das entscheidende Kriegsinstrument, das amerikanische Heer, verfügte, wäre es ihm wohl möglich gewesen, England und Frankreich in Abhängigkeit von seinem Willen zu halten, wenn er den Einsatz der Truppen in *seiner* Hand behielt. Dies tat er nicht, sondern überließ seine Truppen der Verfügung des Marschall Foch. Damit untergrub er selbst seine Stellung gegenüber England und Frankreich und wurde in dem Augenblick, wo England und Frankreich der amerikanischen militärischen Hilfe nicht mehr bedurften, von Loyd George und Clemenceau an die Wand gedrückt. —

Im Wettlauf auf der weltwirtschaftlichen Rennbahn, der seit 1890 eingesetzt hatte, ist Deutschland unterwegs zusammengebrochen. Aber nicht seine Kraft allein liegt darnieder; die ganze Welt ist um viele Jahre in der Produktion zurückgeworfen; die Güter fließen spärlich in das komplizierte Zirku-

lationssystem und in vielen Kanälen ist's trocken. „Nacharbeiten" ist die Aufgabe der Welt, meint mit Recht Walter Rathenau.

9. Millionenheere und Technik.

Der „latente Krieg", der auch nach Beendigung des Waffenganges von 1870/71 zwischen Frankreich und Deutschland schwebte, hat der Entwicklung des Heerwesens in Europa und darüber hinaus bis in den fernen Osten Richtung und Tempo gegeben. Im Wettstreit der Waffentechnik, meinte Graf Schlieffen bereits 1909, sei das „Denkbare" erreicht; die Anforderungen noch weiter zu steigern, sei unnütz. Der Weltkrieg hat uns Gaskampfmittel in mancherlei Gestalt, Kunstwerke von Kanonen, die auf 100 Kilometer und weiter schossen, und manch anderes beschert. Der alte Schlieffen hätte darüber den Kopf geschüttelt; Nutzen haben sie uns nicht gebracht, ebenso wenig wie der ganze Stellungskrieg, der die Technik in Bahnen geführt hat, die der wahren Natur der Millionenheere nicht entsprachen. Das Problem war nicht darin zu erblicken, neue und kunstvolle Mittel der Vernichtung zu erfinden, sondern einen Weg zu finden, um selbst der Vernichtung zu entgehen. Von den Triumphen der Waffentechnik war eine Erleichterung im Kampfe, eine Ueberlegenheit über den Gegner nach Ansicht des Grafen Schlieffen nicht zu erwarten. „Indem sie ihre kostbaren Gaben unter alle gleichmäßig und unparteiisch verteilte, bereitete sie allen die größten Schwierigkeiten und brachte ihnen die erheblichsten Nachteile." Durch den Stellungskrieg ist dem Wettstreit der Technik, neue wirkungsvollere Vernichtungswerkzeuge zu schaffen, ein verhängnisvoller Ansporn gegeben worden. Damit hat die Kriegführung immer mehr den Charakter des brutalen Kampfes angenommen, in dem das wirkliche Genie des Feldherrn nicht zu seiner Geltung kam und die Macht der Materie zur Herrschaft gelangte. Trotz aller Anstrengungen der erfinderischen Köpfe und trotz der hochgesteigerten Leistungen der Industrie war im Zeichen des technischen Gedankens die Ueberlegen-

heit über die Massen-Technik der ganzen Welt niemals zu gewinnen. Unsere Leistungsfähigkeit war von vornherein dadurch beeinträchtigt, daß wir in den Fabrikationsmethoden für die Massenherstellung von Waffen und Kriegsgerät im Rückstande waren. Außerdem rief der technische Wettstreit mit der zunehmenden Dauer des Krieges neue schwierige Probleme hervor, wie schon früher erwähnt, die der Kohle und der Arbeitskräfte.

Freilich ist die Technik mit den Millionenheeren auf das allerengste verknüpft; denn ohne Dampf und Elektrizität können Millionenheere überhaupt weder aufgestellt und unterhalten, noch in Gebrauch genommen werden. Erst die gewaltigen technischen Fortschritte der letzten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts haben die Kriegführung mit Massenheeren ermöglicht. Ob darin ein Kulturfortschritt zu erblicken ist, wird nach den Erfahrungen des Weltkrieges manchem zweifelhaft geworden sein. Man war der Ansicht gewesen, durch das Massenaufgebot den Krieg schneller zu beenden und dadurch die Zerstörung der Kulturwerte zu vermindern. Das Gegenteil ist eingetreten. Das lag jedoch nicht an der Natur der Millionenheere an sich, sondern daran, daß sie falsch gebraucht worden sind, denn Stillstand der Operationen und lange Dauer widersprechen der wahren Natur der Massen im Kriege, die in der Bewegung liegt. Der jahrelange Stellungskrieg widersprach auch den natürlichen Verhältnissen des Kriegsschauplatzes von Land und Volk, und hat unserer Volkswirtschaft eine übermäßige Last aufgepackt, unter der sie niedergebrochen ist. Siebenjährige oder dreißigjährige Kriege sind mit Millionenheeren nicht mehr zu führen, da die Gütererzeugung der ganzen Welt dazu nicht ausreicht und die Milliardenkosten nicht aufzubringen sind. Die bewunderungswerte, gewaltige Leistung während vier Jahren hat in der Tat unsere ganze wirtschaftliche Existenz aufs Spiel gesetzt und auch in Frage gestellt, ob die Zeugungskraft des Volkes noch ausreicht, den durch den Krieg verursachten Ausfall wieder zu ersetzen.

An früherer Stelle ist bereits erwähnt, daß in der Bewegung der Sieg liegt. Die Bewegungsfähigkeit des Heeres

nicht abhanden kommen zu lassen, sondern auf das höchste zu steigern, war die wichtigste Aufgabe, zu deren Lösung allein die Technik befähigt war. Den Bewegungsapparat der großen Massen bilden die Eisenbahnen. Der glänzende Verlauf von Mobilmachung und Aufmarsch ist der jahrelangen, umfassenden Vorbereitung der Eisenbahnen für diese Aufgaben zu danken. Die in der Eisenbahn-Abteilung des Großen Generalstabes hierfür geleistete Arbeit ist von der richtigen Erkenntnis der Kriegführung mit Millionenheeren ausgegangen. Im Kriege selbst haben die Eisenbahnen oft unter recht schwierigen Verhältnissen die Massen nach den operativen und taktischen Absichten bewegt. Man kann sagen, daß in den Eisenbahn-Operationen das besondere Merkmal der modernen Kriegführung zu erblicken ist; auch die taktische Verwendung der Truppen in der Abwehrschlacht beruhte in erster Linie auf den Leistungen der Bahnen. Nicht überall war Verständnis für die Eigenart des Betriebes und Verkehrs; Kommando- und Etappenbehörden waren leicht geneigt, in das ihnen nicht unterstellte Arbeitsgebiet einzugreifen, dessen Elemente ihnen fremd waren. Die Eisenbahnen hätten bei Fortführung des Bewegungskrieges noch recht Bedeutendes leisten können; sie waren durch Studien und Kriegspiele im Frieden geschult worden, allen operativen Anforderungen zu genügen. Die Eisenbahnlinien sind in der Tat nichts anderes als Marschstraßen, auf denen die Kolonnen sich ebenso leicht wenden lassen wie auf den Landstraßen, vorausgesetzt, daß das Bahnnetz entsprechend ausgebaut ist. Zwei Rücksichten sind allerdings zu nehmen: erstens, daß nicht jede untere Stelle annimmt, die Bahnen seien lediglich für sie und ihre Bedürfnisse da; und zweitens, daß nicht jede obere Stelle glaubt, sie verstünde etwas von der Handhabung des technischen Apparates, dem man nach Belieben die Leistungen befehlen könne. Operative Absichten, die auf unzureichende Eisenbahnverbindung gegründet werden, haben von vornherein keine Aussicht auf Gelingen. Dadurch waren die militärischen Unternehmungen in Kleinasien zum Scheitern verurteilt. Das Bahnnetz in Deutschland genügte im allgemeinen den voraussichtlichen operativen Anforderungen in einem Zweifrontenkrieg; doch stand

die Leistungsfähigkeit des östlichen Netzes erheblich hinter dem westlichen zurück. Lokomotiven und Wagen waren reichlich vorhanden; an Betriebspersonal war auch für die Inbetriebnahme feindlicher Bahnen kein Mangel. Die Bahnen Oesterreich-Ungarns waren insbesondere auf dem Kriegsschauplatz nicht genügend ausgebaut und standen in ihrer Leistungsfähigkeit erheblich hinter den deutschen zurück; Lokomotiven und Wagen waren nicht ausreichend vorhanden. Das Bahnnetz in Belgien und Nordfrankreich, dessen Inbetriebnahme eine allgemein anerkannte Leistung darstellt, bot alle Aussicht für eine glatte Führung der Operationen; glücklicherweise waren die Bahnzerstörungen vom Feinde nur in einem solchen Umfange ausgeführt worden, daß die Wiederherstellung nicht unüberwindlichen Schwierigkeiten begegnete. Die Leistungen unserer Eisenbahntruppen, die im Frieden mit derartigen Aufgaben, wie sie im Kriege an sie herantraten, niemals befaßt worden waren, sind daher ganz besonders zu rühmen. Die russischen Eisenbahnen setzten der Inbetriebnahme durch die abweichende Spurweite gewisse Schwierigkeiten entgegen, die jedoch überwunden wurden, wenn auch natürlich längere Zeit und mehr Kräfte erforderlich waren, als vergleichsweise auf dem westlichen Kriegsschauplatz. Die operativen Truppenverschiebungen auf dem östlichen Kriegsschauplatz wurden dadurch erschwert, daß das russische Bahnnetz kein engmaschiges war und besonders Querverbindungen fehlten; Umwege waren daher häufig nötig. Je näher am deutschen Bahnnetz die großen Operationen vor sich gehen konnten, um so günstiger gestaltete sich der operative Gebrauch der Truppen mittelst der Eisenbahnen; ein tiefes Eindringen nach Rußland war aus diesem Gesichtspunkt weniger günstig. Mit der zunehmenden Dauer des Krieges und dem Uebergang zum Stellungskrieg wurde ein großzügiger Ausbau des Eisenbahnnetzes auf allen Kriegsschauplätzen nötig. Große und wichtige Vollbahnverbindungen wurden hergestellt und im Operationsgebiet das Netz durch umfangreiche Klein- und Feldbahnbauten ergänzt; ein leistungsfähiges System der Aus- und Umladungen war zu schaffen. Für all diese Aufgaben war eine große Armee von Betriebs-, Bau- und Arbeits-

kräften sowie eine ungeheure Menge von Betriebs- und Baumaterial nötig, dessen Herstellung in der Heimat und auf den Kriegsschauplätzen unsere Produktion ganz erheblich belastete. Auch die Heranziehung von zivilen Baufirmen auf die Kriegsschauplätze wurde erforderlich; ihre Leistungen machten der deutschen Technik alle Ehre. Besonders ist noch hervorzuheben die im Frieden nicht geahnte Schnelligkeit der Herstellung großer Kunstbauten, wobei Eisenbahntruppen und Firmen sich im Wettstreit maßen. Mächtige Bauwerke künden auch zukünftigen Geschlechtern in Feindesland noch von der Kulturarbeit der deutschen Barbaren im Kriege.

Der Eisenbahnbetrieb hatte sich zu Beginn des Krieges in vortrefflichstem Zustand befunden. Die Friedensschulung des Personals und seine Erziehung zu selbstloser Pflichterfüllung hielten noch jahrelang vor. Als jedoch vom Jahre 1917 ab der Krieg nach Ausdehnung und Anforderungen anfing über unsere Kraft zu gehen, war nicht zu verwundern, daß auch die Eisenbahnen herabgewirtschaftet wurden. Immerhin ist hervorzuheben, daß sie bis zum Schlusse des Krieges das menschenmögliche geleistet haben und erst später verkommen sind.

Wenn die Eisenbahnen nicht mehr fahren, hört das Kriegführen heutzutage von selbst auf; das mögen sich diejenigen gesagt sein lassen, die vom Kriege wie von einem Spiele reden, das man beliebig beginnen und beenden kann, wie es gerade der Stimmung paßt.

Von besonderem Reiz war der Eisenbahnvormarsch in der Ukraine 1918, der in seinen abwechselungsreichen Erscheinungen Führern und Truppen viel Freude bereitet und gezeigt hat, daß man durch den Besitz der Eisenbahnen ein weites Land zu beherrschen vermag.

Die wertvolle Ergänzung der Eisenbahnen für die Versorgung des Heeres und zur Vorführung von Reserven auf kürzere Entfernungen bildeten die Lastkraftwagen. Ihre große Bedeutung für die Verwendung der Massen war zwar frühzeitig erkannt worden, doch hinderten allerhand Friedensbedenken die organische Eingliederung und umfassende Ver-

wendung des neuen Verkehrsmittels. Sonderorganisationen, die außerhalb des Gesamtorganismus des Millionenheeres mit Vorliebe geschaffen wurden, trugen die nicht zu unterschätzende Gefahr in sich, daß bei Ausbruch eines Krieges es längerer Zeit, gerade in der Periode der entscheidenden Operationen, bedurfte, bis die Reibungen des Einfügens in den Gesamtorganismus überwunden waren. Auch die allgemeine Kenntnis über die Verwendung der Mittel litt bei der Sonderstellung Not. So ging es uns nicht nur mit den Lastkraftwagen, sondern auch mit den Flugzeugen und anderem, insbesondere mit den Nachrichtenmitteln.

Für die Kannä-Operation des Grafen Schlieffen war eine planmäßige Verwendung der Lastkraftwagen zur Versorgung des Bataillon carrée auf dem rechten Flügel besonders notwendig, da der Vormarsch von zwei oder drei Armeekorps hintereinander auf derselben Straße vorgesehen war. Die Versorgung einer solch langen Kolonne war im Frieden theoretisch eingehend studiert worden; zu einer praktischen Verwertung dieser Studien kam es nicht, weil im Drauflosstürmen der Truppen und im Wettlauf um den Siegeslorbeer auf die tiefe Gliederung des rechten Heeresflügels, die Graf Schlieffen als unbedingte Forderung des operativen Gedankens aufgestellt hatte, verzichtet wurde.

Auch im weiteren Verlauf des Krieges hat sich der Mangel an Lastkraftwagen und Betriebsstoffen zunehmend bemerkbar gemacht, insbesondere als vom Jahre 1917 ab das Pferdefuhrwerk infolge Futtermangels in einen trostlosen Zustand geriet. Unsere Decke war überall zu kurz für die gewaltigen Anforderungen eines Dauer-Stellungskrieges und bei dem Ausfall aller Zufuhren über See. Selbst die Inbetriebnahme der eroberten rumänischen Oelquellen konnte dem Brennstoffmangel nicht abhelfen. Zudem steigerten sich in der zweiten Hälfte des Krieges die Anforderungen technischer Art ins Ungemessene.

Die Ausbildung der *Nachrichtenmittel* für die Befehlsführung des Millionenheeres hat eigentlich erst während des Stellungskrieges stattgefunden. Einerseits erleichterte die stationäre Art des Kampfes den Betrieb, andererseits verschlang

Bau und Unterhaltung ungeheure Mengen von Material und nahm dauernd ein Heer von Arbeitskräften in Anspruch, so daß die Nachrichtenformationen zuletzt an gefährlicher Hypertrophie litten, einer Krankheitserscheinung des Millionenheeres im Stellungskrieg überhaupt, indem das Zahlenverhältnis der wirklichen Streiter mit der Waffe zu den andere Arbeit leistenden Soldaten für die Durchführung des Kampfes in der Abwehr wie im Angriff ein höchst ungünstiges wurde. Der Menschenreichtum erleichterte auch in dieser Beziehung den Feinden die Aufgabe.

Von besonderer Bedeutung wurde das Fehlen eines gut organisierten Nachrichten- und Befehlsübermittelungsdienstes für den Verlauf der großen Operation 1914. Ueber die technische Heerführung schreibt Graf Schlieffen: „Kein Napoleon, umgeben von einem glänzenden Gefolge, hält auf einer Höhe. Der Feldherr befindet sich weiter zurück, in einem Hause mit geräumigen Schreibstuben, wo Draht und Funkentelegraph, Fernsprecher und Signalapparate zur Hand sind, Scharen von Kraftwagen und Motorrädern, für die weitesten Fahrten gerüstet, der Befehle harren. Dort, auf einem bequemen Stuhle, vor einem breiten Tisch, hat der moderne Alexander auf einer Karte das gesamte Schlachtfeld vor sich, von dort telefoniert er zündende Worte und dort empfängt er die Meldungen.“ Als im August 1914 der Vormarsch durch Belgien angetreten war, reichte das Schlachtfeld bald von Flandern bis in die Vogesen. Der Feldherr befand sich weit zurück, saß in einem bequemen Stuhle vor einem breiten Tisch; soweit war der Rat des Grafen Schlieffen befolgt. Doch die Nachrichten über den Feind, die den Befehlen des Feldherrn zur Grundlage dienen, kamen nicht mit der Schnelligkeit und Klarheit zu seiner Kenntnis, daß ein wahres Bild der Lage gewonnen wurde. Die technischen Verbindungen genügten nicht, um durch schnelle Rückfragen Zweifel zu klären und über die Bewegungen des Feindes unterrichtet zu sein. Die Eindrücke der vordersten Truppen über das Verhalten und den Zustand des Feindes erhielten auf dem langen Instanzenzuge eine von der Wirklichkeit stark abweichende Färbung, wodurch beim Feldherrn eine falsche Vor-

stellung über den Verlauf der Operationen erweckt wurde. Da die gebotene Skepsis gegenüber den Siegesmeldungen nicht geübt wurde, schienen die Zügel der Führung bald am Boden zu schleifen, während der Feldherr glaubte, siegreichen Armeen nicht in die Zügel fallen zu dürfen, und annahm, daß die Armeen auf dem besten Wege wären, den Franzosen eine vernichtende Niederlage beizubringen. Der mangelhaften technischen Verbindung zwischen dem Feldherrn und den kämpfenden Truppen und der Entstellung des wahren Bildes über den Feind auf dem langen Instanzenzuge ist es wesentlich mit zuzuschreiben, daß die große Operation mit einem völligen Mißerfolg geendet hat. Wie leicht hätte es die Technik bei einiger Voraussicht gemacht, durch vorgeschobene Nachrichten- und Befehlsstellen der Obersten Heeresleitung, durch zahlreiche Beobachtungs- und Verbindungsoffiziere mit Kraftwagen und Flugzeugen Sicherheit zu schaffen, daß der moderne Alexander weit hinten auf seiner Karte ein in den allgemeinen Umrissen zutreffendes Bild der Lage vorfand; denn es kam für die Durchführung der großen Operation und für die Festhaltung des operativen Gedankens weniger auf die Einzelheiten des Kampfes an dieser oder jener Stelle an, sondern darauf, daß man über die Bewegungen des Feindes im Rahmen des Ganzen sich keiner Täuschung hingab. Es handelte sich nicht um eine „Zentralkampfleitung" durch Telefon und andere technische Mittel, wie sie sich später im Stellungskriege für die Abwehrschlacht herausgebildet hat, sondern um die Grundlage für einige Entschlüsse operativer Art, die aber für den Gesamterfolg entscheidend waren. „Die Macht des telegraphischen Befehlswortes", wie sie bereits der alte Moltke in vorbildlicher Weise 1866 und 1870/71 geübt hatte und dank der Weiterbildung der Nachrichtenmittel 1914 noch in viel höherem Maße anwendbar gewesen wäre, ist in der Tat zu Beginn des Krieges nicht ausgeübt worden; Vereinbarungen zwischen Armeen sind wohl nicht zu vermeiden für ganz bestimmte Kampfzwecke von vorübergehender Dauer; um eine große, einheitliche Operation von sieben Armeen durchzuführen bedarf es jedoch einer festen Hand und des klaren Befehlswortes des Feldherrn.

Der Stellungskrieg machte das Telefon zum Herrscher in der Befehlsführung; trotz vieler Nachteile war dies nicht zu umgehen. Mit der langen Dauer dieses Zustandes nahm der Nachrichten- und Befehlsverkehr einen stark bureaukratischen Charakter an. Die Gewohnheiten des täglichen Dienstes verdrängten die selbständige Führertätigkeit mehr und mehr. Der Generalstab wurde zum ausgesprochenen Träger des gewohnheitsmäßigen Verkehrs; die Ursprünglichkeit des Charakters des einzelnen Führers ebenso wie seiner Gehilfen wurde durch die technische Vervollkommnung der Nachrichtenmittel kaltgestellt; die oberen Stellen zeigten mit Hilfe des Telefons größtes Interesse an den Einzelheiten der Gefechtsführung und des täglichen Dienstes, je weniger sie mit operativen Gedanken und sonstigen Fragen der höheren Truppenführung beschäftigt sein konnten. Die Selbständigkeit des Urteils wurde durch den dauernden telefonischen Verkehr beeinträchtigt, um so mehr, als diesem der Mangel der irrigen Auffassung anhaftet und das gesprochene Wort im gewohnheitsmäßigen Verkehr nicht mit der Schärfe des Denkens verbunden ist wie bei der verantwortlichen Niederschrift einer Meldung oder eines Befehls. Der übermäßige telefonische Verkehr gab nicht selten dem Dienst einen nervösen Charakter. Die besten Eigenschaften unserer Friedensschulung der Führer und ihrer Gehilfen, die Selbständigkeit im Urteil und die Selbständigkeit im Handeln sind durch den Stellungskrieg in spanische Stiefel eingezwängt worden.

Die elektrische Welle hat auch nicht immer „zündende" Worte an die Fronten hinausgetragen; auch vorschnelle Urteile und Irrtümer sind durch den Fernverkehr von Mund zu Mund hervorgerufen worden. Der Schimmel Napoleons war nicht mehr am Platz, um von ihm herab den Truppen anfeuernde Worte zuzurufen. Das Leben mit dem einfachen Soldaten zu teilen war für den Führer die einzige Möglichkeit im Stellungskrieg, den Weg zum Herzen des Mannes zu finden.

Die lenkbaren Luftschiffe haben den gehegten Erwartungen nicht entsprochen. Zu Beginn des Krieges, wo sie zur Aufklärung der Bewegungen des Feindes vielleicht manches

hätten beitragen können, reichte ihre Zahl und vor allem ihre Leistungsfähigkeit nicht aus. Bei den neuen Aufgaben, die im späteren Verlaufe ihnen übertragen wurden, trat trotz der erheblich gesteigerten Leistungsfähigkeit das „Gewaltige" vor dem „Odiosen" bedeutend zurück; selbst die größere Zahl genügte nicht zur Wirkung, und bald zeigte sich die Abwehr weit überlegen gegenüber der empfindlichen Natur der Waffe. Die Riesenschiffe, von deren Bedeutung als Kriegswerkzeuge nicht nur der alte Zeppelin, sondern das ganze Volk sich wunderbare Vorstellungen gemacht hatte, verschwanden mehr und mehr aus der Luft, deren Beherrscher die Flugzeuge wurden. Diese haben sich als unentbehrliche organische Glieder der Millionenheere erwiesen und nicht nur zur Aufklärung, sondern auch im Infanteriegefecht Bedeutendes geleistet. Im Stellungskrieg wurden sie die hauptsächlichsten Träger der Erkundung sowohl für die obere Führung wie auch für den Infanterie- und Artilleriekampf. Das besondere Requisit des Fliegers wurde der photographische Apparat, in dessen Anwendung große Vollendung erzielt wurde. Zu Beginn des Krieges war man bei uns noch recht sorglos wegen der Flieger gewesen; man hielt gar nichts von den nächtlichen Flügen und ließ sich vom Feinde überraschen. In Organisation und Verwendung der Flieger standen wir von vornherein hinter Frankreich zurück, England nahm sich alsbald mit Nachdruck der Fliegerei an und steigerte weiter den Vorsprung des Feindes. Unsere späteren hochgesteigerten Anstrengungen diesen durch ein großes Organisations- und Bauprogramm einzuholen, führten nicht zum Ziel; wir waren infolge Erschöpfung unserer wirtschaftlichen und personellen Kräfte auch auf diesem Gebiet zur Minderheit der Zahl verurteilt und konnten den Erfolg nur in hervorragenden Einzelleistungen suchen, die unseren Fliegern viel Ruhm und Ehre eingetragen haben, aber nicht hindern konnten, daß der feindliche Flieger mehr und mehr auch zum Beherrscher des Infanteriegefechts wurde, ganz abgesehen von der dauernden Beunruhigung der Truppen im Kampfgebiet.

Zum Brechen von Beton und Panzer waren die dicken Berthas im Verlauf des Wettstreits zwischen Geschütz und

Panzer konstruiert und bereitgestellt worden. Damit schien dem Geschütz die Ueberlegenheit über die Festung zugesprochen zu sein. In der Tat ist es auch den Berthas gelungen, mit einigen Festungen, die als sehr stark galten, schnell aufzuräumen. Später gegen die im Frieden großzügig ausgebaute französische Ostfront haben sie sich doch unzulänglich erwiesen. Unsere artilleristische Ausrüstung und Schulung war den Erfordernissen des Stellungskrieges nicht gewachsen; es hat viel Zeit, Mühe und Arbeit gekostet, unsere artilleristische Leistungsfähigkeit so zu steigern, daß wir den vielseitigen Gefechtsaufgaben einigermaßen gewachsen waren. Unsere Artillerie mußte sich der Not gehorchend einer dauernden Umbildung unterwerfen, wobei organisatorisch sicherlich Bedeutendes geleistet worden ist, die Verwendung aber Not litt. Die Ueberlegenheit, die wir zu Beginn des Krieges für den Bewegungskrieg in unserer schweren Artillerie gehabt hatten, hat uns für den Stellungskrieg wenig genützt, da dieser alsbald neue Aufgaben stellte, die nur durch weittragende Kanonen, nicht aber durch unsere Haubitzen und Mörser zu lösen waren. Wenn wir später in der Schußweite es zu einer Rekordleistung brachten, so hat dies zwar viel Aufsehen erregt, ohne in der Wirkung den Erwartungen zu entsprechen.

Es ist allgemein bekannt, daß bereits im Herbst 1914 eine schwere Munitionskrise bei uns eintrat, weil die Friedensvorbereitung für die Munitionsversorgung hinter den tatsächlichen Anforderungen des Krieges weit zurückgeblieben war. Die Voraussicht bildete zwar an sich nicht unsere starke Seite; in diesem Falle hatte aber der Generalstab höhere Forderungen gestellt gehabt, die keine Erfüllung gefunden hatten. Ueber die Krise half uns indes die Graugußgranate, ein recht minderwertiges Fabrikat, dessen Herstellung aber schnell ging, hinweg. Glücklicherweise verfügte damals auch der Feind nicht über große Munitionsmengen. Zu einem weit ausschauenden Waffen- und Munitionsprogramm entschloß man sich auch 1915 noch nicht, weil die Hoffnung auf eine baldige Beendigung des Krieges, trotzdem die Voraussetzungen dafür nicht mehr vorhanden waren, in falschem Optimismus festgehalten wurde. Erst die Erfahrungen des Jahres 1916 öffneten uns die Augen,

daß der Kampf offenbar nicht mehr durch den Geist der Führung, sondern durch die Masse der Materie zum Austrag gebracht werden könne. Nicht nur die Technik an sich, sondern vielmehr die Massenfabrikation im System der Arbeitsteilung hatte sich zur Beherrscherin des Schlachtfeldes erhoben. Vor Verdun und an der Somme schien bereits die Materie den endgültigen Sieg davongetragen zu haben. Dem kurzen Aufleuchten des Geistes im rumänischen Feldzug und bei einigen anderen Gelegenheiten folgte alsbald der erneute gewaltige Druck der Materie, der bis zum letzten Ende des Krieges auf uns gelastet hat und dem wir mit der Zeit unfehlbar erliegen mußten. Der Stellungskrieg hatte der Materie diese Macht über uns gegeben; Geist und Wille sind im Kampfe gegen die Masse unterlegen. Im Bewußtsein dieser uns mächtig bedrohenden Gefahr hatte Graf Schlieffen in seiner Kannä-Operation Geist und Wille der Kriegführung auf das Höchste gesteigert.

* * *

Es galt, die Technik in den Dienst der Durchführung des Planes zu stellen; sie war dazu befähigt und bereit. Wo sich 1914 Hemmungen herausgestellt haben, lag es nicht an der Technik, sondern in der mangelhaften Anwendung ihrer Mittel durch die Führung. Wir hatten uns im Frieden nicht eingehend genug mit den Beziehungen der Technik zu den Millionenheeren befaßt, sonst hätten wir voraussehen müssen, welche enorme Gefahr für uns im Uebergang zum Stellungskrieg lag. Die ungeheuren Anforderungen der Technik in einem Stellungskrieg über Fronten von Hunderten und Tausenden von Kilometern waren eine wesentliche Ursache der Ueberspannung unserer wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit. Den Krieg in der Bewegung zu Ende zu führen und dadurch unsere Produktionskraft möglichst zu schonen, war die Aufgabe, deren Lösung im Schlieffenschen Plane zu finden war.

10. Die feindliche Führung.

Als der Krieg ausbrach, waren wir wohl darauf gefaßt, im Westen und Osten tüchtige Heerführer uns gegenüber zu sehen; ein besonderes Genie hatte sich jedoch im Frieden bei unsern Feinden nicht zu erkennen gegeben. Von England war aus der Geschichte nicht unbekannt, daß im politischen Willen des Volkes eine außergewöhnliche Kraft und Zähigkeit saß

Der Genius d s Krieges schien im Besitz des deutschen Heeres zu sein, als dieses in glänzendem Ansturm plötzlich dicht vor Paris stand und der Sieger von Tannenberg dem russischen Heere ein machtvolles Halt bot. Ein Zittern ging durch die feindliche Welt. Leider hielt es nicht lange vor, denn auch die feindlichen Heerführer hatten Erfolge zu verzeichnen, General Joffre an der Marne, Großfürst Nikolai in Galizien. Beide haben den auf sie gesetzten Erwartungen später nicht entsprochen und wurden dafür durch Absetzung b straft, wie dies zu allen Zeiten üblich war. Joffre wurde, nachdem er im Durchbruchsverfahren kein Glück gehabt hatte, im Dezember 1916 durch einen Generalissimus anderen Namens ersetzt, der von der parlamentarischen Regierung abhängig blieb; diese war auch nicht gewillt, die Macht aus den Händen zu lassen, seitdem sie aus dem kurzen Exil in die von Joffre oder einem andern gerettete Hauptstadt zurückgekehrt war An Stelle des Großfürsten Nikolai, der wegen des Verlustes von Polen auf einen Kriegsschauplatz zweiten Ranges versetzt wurde, übernahm im Herbst 1915 der Zar selbst formell den Oberbefehl, der in Wirklichkeit von einem bisher weniger bekannten tüchtigen General ausgeübt wurde.

Die ersten beiden Kriegsjahre stellen eine Periode der feindlichen Führung dar, die man kurz als „militärische" Periode bezeichnen kann, da Einflüsse und Entschlüsse dieser Art vorherrschten. Die Generalissimi operierten, so gut es eben ging, ohne daß sie dabei besonders hervorstechende Leistungen aufzuweisen gehabt hätten. Der militärische Genius war offenbar immer noch bei den Deutschen; der Marsch der Italiener auf Wien war, kaum angetreten, auch schon beendet, der serbische Feld-

zug hatte politische Probleme von sehr weittragender Bedeutung für die Alliierten aufgerollt und nun, zum Beginn des dritten Kriegsjahres, nachdem man endlich die Rumänen in den Krieg hineingehetzt hatte, waren diese im Handumdrehen auch schon geschlagen und fast ganz Rumänien im Besitz des Feindes. In der Tat — es unterlag keinem Zweifel mehr, der militärische Genius befand sich nicht in den Reihen der Alliierten.

In dieser kritischen Zeit trat in England ein neuer Kopf hervor; er hieß Lloyd George. Gerade zu Beginn der Somme-Schlacht hatte er das englische Kriegsministerium übernommen, und wenige Tage nach der Einnahme von Bukarest durch die Deutschen ergriff er auf Grund des Vertrauens des Parlaments die Zügel der Regierung. Lloyd George war ein Programm, das sich in das bekannte Wort Knockout zusammenfassen läßt. Es begann nun eine Periode des Krieges, in der bei unseren Feinden die politische Führung gegenüber der militärischen hervortrat, während es bei uns gerade umgekehrt lief. Lloyd George verfolgte sein Ziel mit der äußersten Energie und Zähigkeit, vor allem aber mit einer politischen Voraussicht und Klugheit, die der deutschen weit überlegen war. Die alliierten Mächte in dem Vernichtungswillen gegen Deutschland fest zusammenzuschmieden war die erste und wichtigste Aufgabe, die ihm überraschend schnell gelang. England als Vorkämpfer für die Ideale der Menschheit hinzustellen, scheute er sich ebensowenig, wie seine Vorgänger zu Zeiten Napoleons. In Lloyd George konzentrierte sich der englische Machtwille; hinter ihm stand in fester Geschlossenheit Parlament und Volk; um diesen rocher de bronce sammelte sich die Welt; ob gern oder ungern, spielte keine Rolle, alle mußten dem Machtgebot Englands sich beugen — selbst Amerika, das seit Kriegsbeginn durch eine glänzende englische Propaganda, die der amerikanischen Denkweise vorzüglich angepaßt war, in die Kriegsinteressen geschäftlich und moralisch verstrickt wurde. Dem Erfolg dieser Propaganda haben wir durch unsere Unfähigkeit, uns in die Denkweise anderer Völker hineinzuversetzen, noch Vorschub geleistet. Somit war alles im besten Zuge, um Deutschland durch die Masse zu erdrücken, wenn es nicht vorzog, vorher schon zu Kreuze zu

kriechen. Daß hierzu im deutschen Volke unter der Wirkung der Hungerblockade in weiten Kreisen bewußt oder unbewußt Neigung herrschte, war an mancherlei Anzeichen zu erkennen. Die öffentlichen Friedensresolutionen liefen zuguterletzt auf nichts anderes hinaus. Dadurch gewann Lloyd George die Gewißheit für den Enderfolg; er fand die wertvollste Unterstützung in der politischen Führung Frankreichs, die seit Herbst 1917 in die Tatzen des „Tigers" gelegt war, der fest entschlossen war, die Beute nicht mehr loszulassen. Lloyd George und Clemenceau waren einig im Willen und Weg und sahen ihre gemeinsame Aufgabe darin, den Präsidenten Wilson, der in seinen pazifistischen, völkerbeglückenden Ideen den Alliierten recht unbequem werden konnte, von Extratouren zugunsten Deutschlands abzuhalten und möglichst aktiv an der Kriegführung zu beteiligen. Nachdem die ersten amerikanischen Truppen an der französischen Front eingesetzt waren, hatten sie das politische Spiel gewonnen.

Das Jahr 1917 war militärisch für die alliierten und assoziierten Mächte ohne entscheidende Erfolge verlaufen. Der militärische Genius schien immer noch auf deutscher Seite zu sein. Den gewaltigen Angriffen der Franzosen und Engländer bei Arras, an der Aisne, in der Champagne und in Flandern hatte die deutsche Front standgehalten; es war mehr als fraglich, ob überhaupt auf dem Wege des Schlachterfolges die deutsche Widerstandskraft zu brechen war, insbesondere nachdem diese im Osten eine große Entlastung erfahren hatte. Das Problem schien darauf hinauszulaufen, ob die militärische Zähigkeit Deutschlands den politischen Machtwillen Englands überwinden würde. Der militärische Genius stand gegen den politischen oder mit andern Worten: der deutsche Generalstab kämpfte gegen das englische Parlament, nicht etwa, weil in Deutschland der Militarismus herrschte, sondern einfach deshalb weil in Deutschland eine dem englischen politischen Willen ebenbürtige politische Macht, die die Anwendung der Gewalt leitete, fehlte.

Das Entscheidungsjahr 1918 brach an; die deutsche Offensive schien dem militärischen Genius im Ringen mit dem politischen den Lorbeer reichen zu wollen. Der deutsche Staatsmann

hielt sich abseits und wartete auf den Erfolg der Offensive. Lloyd George und Clemenceau fanden im neuen Generalissimus Foch einen vortrefflichen Dritten und im amerikanischen Heere die Unterstützung der Masse. Die Rolle des Präsidenten Wilson, die er selbst sich wohl zugedacht und die wir von ihm erwartet hatten, war ausgespielt, nachdem die abnehmenden taktischen Erfolge der deutschen Angriffe im Laufe des Frühjahrs erkennen ließen, daß die Masse über den deutschen militärischen Genius den Sieg davontragen werde. Lloyd George hatte durch äußerste Energie und politische Umsicht dafür gesorgt, daß die Masse unserer Feinde trotz aller deutschen Erfolge immer wieder zunahm. Es mußte daher mit logischer Konsequenz der Augenblick eintreten, wo die stetig abnehmende deutsche Kraft erdrückt wurde. Diese zu schonen und ihre Abnahme möglichst zu verzögern, war die Aufgabe, deren Lösung dem deutschen Genius nicht gelungen ist. Das englische Parlament mit Lloyd George an der Spitze ist in diesem Kampfe mit Hilfe der Masse Sieger geblieben.

11. Der Schlußakt.

Das deutsche Westheer war aus den schweren Abwehrkämpfen des Jahres 1917 mit dem Gefühl des Siegers hervorgegangen; allerdings war die Abwehrschlacht auch zum „Schreckgespenst" für Führer und Truppe geworden. Die Stimmung der Front drängte zum Angriff, von dem man geringere Verluste erwartete als in der Abwehrschlacht. Man hoffte, durch den Angriff dem Kriege ein Ende bereiten zu können, ehe die amerikanische Hilfe das Kräfteverhältnis zugunsten des Feindes verschob; dem feindlichen Angriff durch die äußerste eigene Kraftentfaltung zuvorzukommen, schien um so notwendiger, als die bisherigen Erwartungen, durch Friedensresolutionen den Krieg zu beenden, sich als trügerisch erwiesen hatten. Die Auffassung in den weitesten Kreisen des Heeres sah im Angriff die einzige Möglichkeit, bald zum Frieden zu kommen. Verfassung und Stimmung der Truppen konnten für den Angriff kaum besser sein. Nach Ansicht des

Feldherrn mußte das Jahr 1918 die unausbleibliche, in den Vorjahren nur hinausgeschobene militärische Entscheidung auf dem westlichen Kriegsschauplatz bringen; dabei konnte kein Zweifel sein, daß es um das Ganze, um Sieg oder Niederlage, ging, wenn die Aussichten des Erfolges an der operativen Lage und dem Kräfteverhältnis gemessen wurden.

Unter den gegebenen Verhältnissen war, wie bereits dargelegt, der Durchbruchsgedanke operativ ungeeignet, um eine vernichtende Niederlage des Feindes herbeizuführen. Das Kräfteverhältnis, wie es für den Entschluß zur Offensive in Betracht kam, näher zu beleuchten, ist wichtig, weil daraus der Verlauf der Dinge seine natürliche Erklärung findet.

Beim Durchbruchsverfahren spielt das Kräfteverhältnis eine dreifach wichtige Rolle. Einmal erfordert die Massebildung zum frontalen Angriff starke Kräfte; dann bedarf es ausreichender Reserven an den Angelpunkten der Durchbruchsfront, damit Gegenangriffe aus den Nachbarfronten, die nicht angegriffen sind, abgewehrt werden können, und drittens sind starke Reserven nötig, um den durchbrochenen Feind mindestens auf einer Seite zu umfassen. Dabei ist der Kräftebedarf für die dem Durchbruch sich anschließenden Operationen im freien Felde noch gar nicht berücksichtigt, auch nicht die Notwendigkeit, durch Angriffe auf anderen Fronten die freien feindlichen Reserven zu binden, die sonst gegen den Durchbruch konzentrisch zusammengezogen werden. Es gibt in der Tat kein taktisches oder operatives Beispiel in der Kriegsgeschichte, wonach ein Durchbruch *ohne* anderweitige Bindung der feindlichen Kräfte gelungen wäre. Die Breite der Durchbruchsfront und die Kräfte stehen in unmittelbarster Beziehung. Die konzentrische Feuerwirkung des Verteidigers läßt es bei den weittragenden Geschützen geraten erscheinen, dem Angriff eine größere Breite zu geben. Gerät diese jedoch in Mißverhältnis zu den verfügbaren Kräften, so schwindet wiederum die Aussicht des Gelingens.

Die Gliederung der Kräfte war in unserem Fall besonders schwierig, weil jedenfalls eine sparsame Verwendung geboten war und man aus den Verhältnissen der Lage keinerlei

Anhalt gewinnen konnte, auf welchem Teil der anzugreifenden Front etwa der geringere Widerstand sich zeigen würde. Bei ausreichenden Kräften konnte man die Gliederung lediglich nach operativen Gründen vornehmen, d. h. man ließ die großen Reserven auf demjenigen Flügel folgen, wo man nach dem Durchbruch die Operation in den Rücken des Feindes anstrebte. Andernfalls blieb nichts übrig, als die taktischen Rücksichten voranzustellen und je nach dem Verlauf des Kampfes die Reserven hier- oder dorthin zu schieben. Operativ war es geboten, die nördliche Kräftegruppe des durchbrochenen Feindes zu umfassen und gegen die Küste zu drängen; der taktische Verlauf hat zum Einsatz der Reserven in anderer Richtung geführt. Eine volle Uebereinstimmung der operativen und taktischen Gliederung war mit den gegebenen Kräften nicht zu erzielen. Es ging wie so häufig auch bei den Friedensübungen; Breite und Tiefe der Gliederung im frontalen Angriffsverfahren konnten nicht in Einklang gebracht werden. Dazu kam noch recht störend, daß die Truppenbewegung durch die Unwegsamkeit des alten Kampfgebiets behindert wurde.

Zur Einschätzung des Kräfteverhältnisses waren die Nachrichten über die Stärke des Feindes ausreichend; nüchterne Betrachtung empfahl sich in zwei Punkten: der eine betraf den inneren Wert des Feindes, der andere den Antransport der Amerikaner. Die Artilleriefrage hatte besondere Bedeutung, weil der Verlauf der Abwehrschlachten 1917 erwiesen hatte, daß selbst bei überlegener Artillerie und Munition der Frontalangriff durch geschicktes Verfahren des Verteidigers aufzufangen und die Wirkung zu „lokalisieren" ist. Eine artilleristische Ueberlegenheit war bei uns nicht vorauszusetzen. Mit einer Zersplitterung der feindlichen Reserven konnte ebenfalls nicht gerechnet werden, weil unsere Kräfte nur erlaubten, an *einer* Stelle anzugreifen. Solange der Feind also über genügend Reserven verfügte, konnte er, abgesehen von den in der Nähe befindlichen Reserven, mit Hilfe seines vortrefflichen Bahnnetzes an die Durchbruchsstelle im Laufe einer Woche mindestens 20 Divisionen von den entferntesten Teilen der Front heranholen.

Um alle diese Bedenken zu überwinden, suchte man die Gründe des Mißlingens der feindlichen Angriffe 1917 zu erforschen und für den eigenen Angriff 1918 nutzbar zu machen. Man glaubte in drei Faktoren eine gewisse Bürgschaft des Erfolges zu erkennen: erstens in der Ueberraschung, zweitens in ausreichender Breite des Angriffs, drittens im flotten Vorwärtsgehen der Truppen. Bei den zeitraubenden technischen Vorbereitungen des Angriffs war die Wahrung des Geheimnisses um so schwieriger, als erfahrungsgemäß bei dem regen Gedankenaustausch zwischen Front und Heimat und bei der Unvorsichtigkeit in Reden und Schreiben die wichtigsten Entschlüsse in der Heimat frühzeitig besprochen wurden. Täuschungsmanöver waren daher auf der ganzen Front auszuführen. Besonders wichtig war die Aenderung des Schießverfahrens der Artillerie, um das umständliche Einschießen, das jede Angriffsstelle sofort verriet, überflüssig zu machen. Dies gelang durch eine sinnreiche Schießtechnik. Von der überlegenen Gaswirkung versprach man sich ebenfalls eine Steigerung der Ueberraschung. Die Breite des Angriffs war durch die verfügbare Artillerie auf 70—80 km begrenzt. Das flotte Vorwärtsgehen wurde Führern und Truppe durch Uebung beigebracht. Somit schien der Erfolg gesichert.

Die englische Armee hatte im Jahre 1917 stark gelitten; doch war bei der Güte des Menschenmaterials und der reichlichen Ausrüstung zu erwarten, daß sie im Frühjahr 1918 ihre volle Schlagfertigkeit erreicht haben würde. Die Schwäche der englischen Armee schien auf dem Gebiete der Führung zu liegen; ihre zahlenmäßige Stärke war mit 60 Divisionen in Ansatz zu bringen, wovon etwa 20 in Reserve. Die französische Armee hatte sich 1917 nach den Mißerfolgen an der Aisne und in der Champagne jeder größeren Angriffshandlung enthalten. Im Herbst dieses Jahres verfügte sie über 115 Divisionen, wovon etwa 40 gleichzeitig in Ruhe lagen. Nachdem die vorübergehende Lockerung der Disziplin mit rücksichtsloser Schärfe beseitigt war, mußten die französischen Divisionen als voll kampfkräftig angesehen werden; da auch die Führung auf der Höhe stand, wurden die Franzosen als der gefährlichste

Gegner betrachtet. Ein unsicherer Faktor waren die Amerikaner. Nach einer Annahme konnten bis zum Frühjahr 1918 etwa 15 Divisionen in Frankreich eingetroffen sein, andere Annahmen gingen nicht so hoch. Die Amerikaner wurden als militärisch ungeschult bezeichnet, nur geeignet an ruhigen Stellen eingesetzt zu werden, um französische Divisionen für die Hauptkampffronten freizumachen. Im ganzen wäre demnach für das Frühjahr 1918 die Stärke des Feindes auf rund 180—190 Divisionen zu veranschlagen gewesen, wovon etwa 60 Divisionen in Reserve.

Demgegenüber zählte das deutsche Westheer im Herbst 1917: 138 Divisionen, die zwar durch die schweren Abwehrschlachten hart mitgenommen waren, bis zum Frühjahr aber durch Ruhe und Ausbildung auf die alte Höhe gebracht werden konnten. Dazu kamen bis zum Februar 1918 aus dem Osten rund 50 kampfkräftige Divisionen und starke Artillerie. Die Oesterreicher schickten 50 schwere Batterien. Auf österreichische Divisionen wurde aus politischen Gründen verzichtet. 188 deutsche Divisionen standen daher voraussichtlich etwa derselben Zahl gleichartiger feindlicher Verbände gegenüber; günstigstenfalls konnte auf einige Divisionen deutscher Ueberlegenheit für die ersten Wochen der Operationen gerechnet werden.

Vom Feinde nahm man an, daß er ebenfalls zum Angriff schreiten würde, jedoch erst nach dem Eintreffen starker amerikanischen Kräfte, um sich möglichste Ueberlegenheit für den frontalen Angriff zu sichern. Der deutsche Feldherr war also vor den Entschluß gestellt, ob er trotz des für eine Frontaloperation wenig günstigen Kräfteverhältnisses dem feindlichen Angriff zuvorkommen oder, wie 1917, in der Abwehr verbleiben sollte. Waren erst die Amerikaner in großer Stärke da, dann wurde allerdings der deutsche Angriff ganz aussichtslos und vermutlich auch die Abwehr bei dem Mangel an Ersatz nur noch für eine begrenzte Zeit möglich. So schien nichts übrig zu bleiben, als der Appell an das Kriegsglück, ehe die amerikanische Hilfe dem Feinde die Entscheidung in die Hand gab.

Noch ein Wort ist über die Ersatzfrage zu sagen. Bereits im Frühjahr 1917 war darauf hingewiesen worden, daß in

Jahresfrist die Menschenquellen versiegen würden und daher der Krieg bis dahin beendet sein müsse. Durch die schärfste Erfassung aller noch irgendwie für die Front frei zu machenden Männer hoffte man den Termin bis Ende 1918 hinausschieben zu können, obwohl kein Zweifel obwalten konnte, daß der moralische Wert dieser Letztberufenen vom Erfolge abhing. Gelang es, zu siegen, dann wollte jeder auch dabei gewesen sein, kam es aber zum Mißerfolg und Rückzug, zu verlustreichen Abwehrkämpfen, dann waren diese Leute kaum mehr zum Opfertod, wohl aber dazu bereit, sich nach Möglichkeit zu drücken. Statt zur Stärkung kam es alsdann zur Zersetzung des Heeres; daß in solchen Elementen die politische Propaganda günstigen Boden finden würde, war unschwer vorauszusehen.

Da der Krieg das Gebiet der Unsicherheit und das Glück dem Kühnen hold ist, wurde der Durchbruch beschlossen. Ueber die Wahl der Angriffsstelle gab es mancherlei Meinungen; zwei Pläne traten in engere Konkurrenz, beide gegen die englische Front gerichtet, wo man annahm, es mit der operativ und taktisch schwächeren Führung zu tun zu haben. Die eine Angriffsrichtung führte aus Flandern nach Calais, die andere von St. Quentin nach der unteren Somme. Diese erhielt den Vorzug; da man aber mit der Möglichkeit des Festlaufens rechnete, wurde ein zweiter Angriff an der Lys in Richtung Hazebrouck vorbereitet. Durch schnelle Umgruppierung der Kräfte wollte man die an der einen Stelle gescheiterte Operation an der andern wieder aufnehmen.

Am 21. März 1918 begann der Angriff in etwa 70 Kilometer Breite auf der Front Croisilles—Cambrai—St. Quentin—La Fère. Es war eine militärische Aktion allergrößten Stils, wie sie vielleicht für alle Zeit unerreicht bleiben wird; es war die Massenschlacht der brutalen Gewalt, gerade das Gegenteil von dem, was Generalfeldmarschall Graf Schlieffen angestrebt hatte, der in der Operation, in der Idee, die der Anwendung der Gewalt zu Grunde lag, die Lösung der modernen Kriegführung mit Millionenheeren sah. Die drei Faktoren, die den Erfolg verbürgen sollten, schienen ihre Schuldigkeit zu tun: die Ueberraschung war offenbar ge-

lungen, die Breite des Angriffs ausreichend und die Truppen kamen wenigstens auf dem linken Flügel recht flott vorwärts; allerdings auf dem rechten, dem operativen, haperte es. Nachdem in der Mitte die Somme überschritten war, drang auch dieser über Bapaume vor. Der erste Eindruck war überwältigend bei Freund und Feind; und doch war die operative Wirkung schon beim ersten Anlauf in Frage gestellt, weil der operative, der rechte Flügel seine taktische Aufgabe nicht zu lösen vermochte. Das Ergebnis war im Grunde genommen dasselbe wie bei den feindlichen Durchbruchsversuchen in den Vorjahren; der feindliche Widerstand verstärkte sich zusehends, die eigene Kraft erlahmte. Ende März stand der Kampf in der Linie östlich Arras—Albert—östlich Amiens—Montdidier—Noyon; kleinere Erfolge in den ersten Apriltagen änderten nichts mehr an der Lage. Planmäßig setzte nun am 9. April die zweite Operation mit dem Angriff an der Lys ein, der nach wenigen Tagen sich erschöpfte. Der Geländegewinn, der westlich St. Quentin sehr groß war, mußte zum Danaergeschenk werden, wenn nicht eine neue operative Idee gefunden wurde, die aus dem Sack herausführte. Es blieb nur die Wahl, den Durchbruch zum dritten Male an anderer Stelle zu versuchen oder zurückzugehen und in einer günstigen, möglichst kurzen Linie die Abwehr zu organisieren. Dieser Entschluß bedeutete allerdings das Eingeständnis, daß Deutschland den Sieg nicht erringen könne. Die politische Folgerung mußte alsdann unweigerlich gezogen werden. Die Aussichten für einen nochmaligen Durchbruchsversuch waren andererseits auch nicht besser geworden und mußten von Monat zu Monat sich mindern, weil das Kräfteverhältnis für uns immer ungünstiger und die Ueberraschung fraglicher wurde. Auf das Verlustverhältnis von Angreifer und Verteidiger soll nicht eingegangen werden, weil zuverlässige Angaben noch nicht bekannt sind; damals glaubte man annehmen zu können, daß auch der Feind sehr schwer gelitten hätte; ihn „friedenswillig" zu machen, schien daher wohl möglich, wenn man ihm keine Ruhe ließ, ihn immer wieder anpackte, so lange eben die Kräfte vorhielten, auch wenn eine operative

Wirkung ausblieb. Durch die Zähigkeit des eigenen Angriffswillens sollte der Feind zur Nachgiebigkeit gezwungen werden. Und in der Tat befand er sich im April in einer schweren Lage; dringende Hilferufe schallten nach Amerika, und Lloyd George zögerte keinen Augenblick, eine Million Tonnen Schiffsraum für den Truppentransport freizumachen. Leider konnte diese Krisenzeit von uns militärisch nicht ausgenützt werden, weil die technischen Vorbereitungen und die Umgruppierung für den neuen Angriff Wochen in Anspruch nahmen, so daß der Feind von dem Nervenchok sich erholen konnte und Zeit fand, seine Widerstandsfähigkeit wieder zu stärken. Diese Kampfpausen kamen damals naturgemäß dem Feinde als Verteidiger zugute, während er später, als er selbst zum Angriff schritt, solche lange Pause zur Vorbereitung infolge seiner Ueberlegenheit gar nicht nötig hatte.

Zur Fortführung der Angriffe wurden alle auch nur bedingt für den Kampf im Westen brauchbaren Verbände von den andern Kriegsschauplätzen herangeholt und aus den dort noch verbleibenden die letzten jüngeren Mannschaften „ausgekämmt". Daß diese Leute unter dem Eindruck der über die Kämpfe im Westen verlauteten Nachrichten ihre Reise dorthin mit gemischten Gefühlen antraten, kann nicht wundernehmen. Mehrfach kam es unterwegs zu häßlichem Ausbruch der Abneigung gegen den Kampf im Westen.

Der Angriffsplan ging dahin, das englische Heer, das schwerer getroffen schien, als das französische, erneut zu schlagen; dazu kam nur ein Angriff an der flandrischen Front in Frage. Um jedoch die Franzosen an der Unterstützung der Engländer zu hindern, wurde zunächst ein Angriff gegen eine, wie man annahm, empfindliche Stelle der französischen Front, den chemin des dames, ausgeführt. Dieser Angriff sollte eine Entscheidung nicht suchen, sondern sich mit dem Erreichen der Vesle-Linie begnügen. Das Angriffsgelände war höchst eigenartig; der Feind befand sich auf einem hohen, festungsartigen Wall mit vorspringenden Bergnasen nach Art von Vaubanschen Bastionen; vor dem Wall zog sich der Wiesengrund der Ailette hin; die nördlichen Höhen waren vom chemin des dames aus

eingesehen. Die Stellung des Verteidigers schien außerordentlich stark und wenig einladend für einen deutschen Angriff. Daß ein solcher gerade hier erfolgen würde, hatte offenbar die französische Heeresleitung nicht gedacht. Infolgedessen gelang die Ueberraschung glänzend und führte zu unerwartet großem taktischen Erfolg. Am 27. Mai, früh morgens, nach wohlgelungener Vergasung der feindlichen Artillerie, wurde von der Infanterie die Ailette überschritten und in schnellem Anlauf der mächtige Bergwall erstürmt. Unaufhaltsam ging es weiter über die Aisne und über das ursprünglich vorgesehene Ziel, die Vesle, hinaus. Der Schwung führte aus einer Nebenaktion anscheinend zu einer Operation größeren Stils. Auf diese Möglichkeit zu verzichten, schien nicht angängig. Am 30. wurde die Marne erreicht; hier gelang es jedoch dem Feinde, den Angriff aufzufangen, seine Reserven waren herbeigeeilt. Die Operation war zu Ende; das Ergebnis blieb ein schmaler, tiefer Sack, eine auf die Dauer unmögliche Stellung.

Gesetzt den Fall, eine starke deutsche Ueberlegenheit an Divisionen und schwerer Artillerie hätte erlaubt, gleichzeitig mit dem Angriff am chemin des dames den beabsichtigten großen Angriff gegen die Engländer in Flandern auszuführen, so wäre eine entscheidende operative Wirkung zu erzielen gewesen, da Franzose und Engländer bestrebt gewesen wären, in erster Linie die eigene durchbrochene Front zu flicken. In der einheitlichen Verwendung der Reserven bei nur einer Angriffsstelle lag eben der große Vorteil des Verteidigers.

Unsere taktischen Erfolge bargen eine ernste Gefahr; man täuschte sich dadurch über die Verschlechterung der operativen Lage hinweg und wollte den Geländegewinn nicht mehr aufgeben. Unsere Front glich mehr und mehr einer stark gekrümmten Schlangenlinie, deren Ausdehnung anfing unsere Kräfte auch für die Abwehr zu übersteigen und deren Gestaltung im Gelände den Feind zu Gegenangriffen reizen mußte.

Am 9. Juni gab es ein Zwischenspiel: den Angriff westlich der Oise mit dem Ziel Compiègne; man glaubte, von da aus die schwerste Artillerie gegen Paris ansetzen zu können. Der Plan mißlang; der Feind hatte die Angriffsabsicht recht-

zeitig erkannt; auch tat die Truppe vielfach nicht mit. Es war nunmehr die Frage, ob wie vorgesehen der Angriff in Flandern folgen sollte. Man war auch jetzt noch der Auffassung, daß die Lage an der Marne mit dem Angriff in Flandern in operative Verbindung gebracht werden müßte, jedoch entschloß man sich, den flandrischen Plan hinauszuschieben und zunächst durch einen Angriff beiderseits Reims die unhaltbare taktische Lage an der Marne in Ordnung zu bringen. Der Angriff in Flandern sollte dann nach kurzer Pause folgen. Man hoffte bei solchem Verfahren die französischen Reserven festgelegt zu haben, so daß sie den Engländern keine Hilfe bringen konnten. Nach wochenlanger Pause ging der Angriff bei Reims am 15. Juli vonstatten.

Es wäre interessant zu wissen, welche Erwägungen Marschall Foch in dieser langen Wartezeit angestellt hat. Ob er nicht damit rechnete, daß der Sack an der Marne für die Deutschen unhaltbar war, daß er entweder wieder geräumt werden oder eine neue deutsche Operation sich anschließen mußte? Da ersteres nicht erfolgte, war letzteres höchst wahrscheinlich; je länger die Pause dauerte, um so mehr war die Vorbereitung eines größeren Angriffs zu vermuten. Westlich des Marnesacks war ein solcher bereits Anfang Juni im Keime erstickt; daß er dort wiederholt werden würde, war nicht anzunehmen, im übrigen auch durch die Vorbereitung eines französischen Gegenangriffs, wozu die Gestaltung der Frontlinie dort geradezu einlud, zu neutralisieren. Es blieb somit im Zusammenhang mit dem Marnesack nur ein deutscher Angriff in der Gegend von Reims zu erwarten. Damit französischerseits zu rechnen und alle Vorbereitungen dagegen zu treffen, war daher unter allen Umständen geboten. Zudem wurden die deutschen Vorbereitungen bei Reims bereits in den ersten Julitagen erkannt. Da unterdessen auch das deutsche Angriffsverfahren keine Ueberraschung mehr bot, konnte das Abwehrverfahren darauf eingestellt werden, was bei der Gewandtheit der taktischen Führung der Franzosen keine allzu schwierige Aufgabe war. Jedes neue taktische Verfahren, mag es sich um neue Mittel oder neue Formen handeln, wirkt er-

fahrungsgemäß nur die ersten Male der Anwendung überraschend, bis der Feind sich daran gewöhnt und Gegenmaßnahmen gefunden hat. Die wahre Ueberraschung liegt eben nicht im taktischen, sondern im operativen Gedanken. Somit verpuffte der deutsche Angriff vom 15. Juli schon an der geräumten ersten französischen Stellung. Drohend erhob sich nun die für den Marne-Sack ernste Gefahr eines feindlichen Gegenangriffs bei Soissons, die deutscherseits zwar erkannt worden war, gegen die es aber im gegebenen Augenblick nur den Menscheneinsatz als Aushilfe gab, weil ein ausgebautes Stellungssystem fehlte. Mit dem 18. Juli riß die feindliche Führung der deutschen die Initiative aus der Hand; der Marne-Sack mußte schleunigst geräumt, die Front hinter die Vesle, wo sie nach der ursprünglichen Absicht hätte bleiben sollen, zurückverlegt werden. Die Abwehr der feindlichen Angriffe an der Vesle forderten den Einsatz von Divisionen, die für den flandrischen Angriff bereitgehalten waren. Es gelang zwar den Franzosen nicht, den Marne-Sack abzuschnüren, aber der flandrische Plan war auch vereitelt, weil die Truppen aufgebraucht wurden.

Die Periode der deutschen Durchbruchsversuche war beendet; die operative und taktische Lage hatte sich ganz erheblich verschlechtert; die schleunige Organisation der Abwehr wurde zum dringendsten Erfordernis. An eine nochmalige Wiederaufnahme der Offensive zu denken, entsprach nicht der Verschiebung des Kräfteverhältnisses, die unterdessen vor sich gegangen war. Das deutsche Heer war durch die verlustreichen Kämpfe in seinen Gefechtsstärken vielfach in erschreckender Weise herabgesetzt; die Beweglichkeit der Verbände war durch große Pferdeverluste stark gemindert. Durch die schwere Enttäuschung, daß die mit Begeisterung unternommene Frühjahrsoffensive nicht zum Siege geführt hatte, war in Volk und Heer ein breiter Nährboden für die moralische Zersetzung nach vier schwersten Kriegsjahren geschaffen. Der Feind hatte durch die Abwehr der deutschen Angriffe fraglos einen entscheidenden Erfolg davongetragen und konnte an die Einleitung einer allgemeinen Offensive denken, sobald ausreichend amerikanische Truppen

angelangt waren. 23 Divisionen waren bereits in Frankreich verfügbar; von Woche zu Woche kamen neue hinzu. Die Voraussetzung für den Frontalangriff, die Ueberlegenheit der Zahl und der Materie steigerte sich automatisch mit der Zeit. In der Artillerie und den Tanks hatte der Feind vortreffliche Mittel, um der Infanterie das Vorgehen zu erleichtern und Verluste zu ersparen.

Es ist die Frage, ob es bereits nach dem 18. Juli deutscherseits geboten war, den planmäßigen Rückzug des ganzen Heeres auf eine möglichst kurze Linie ins Auge zu fassen, um dort die Abwehr zu organisieren und sich wieder stark an Reserven zu machen. Vorbereitet war dieser Fall nicht, die Zeit war knapp, mit ungeheuren Verlusten an Kriegsmaterial war zu rechnen, die Rückführung der riesigen Vorräte im Operations- und Etappengebiet war unmöglich. Allein die schnelle Räumung der Lazarette hätte große Schwierigkeiten bereitet. Eine überhastete Rückwärtsbewegung konnte leicht zur Panik führen. Rückwärtige Stellungen waren zwar teilweise vorbereitet, aber nicht ausgebaut. Der Feind schien ebenfalls stark mitgenommen zu sein; man hoffte auf das baldige Erlahmen auch seiner Angriffskraft. Der feindliche Erfolg vom 18. Juli war örtlich beschränkt geblieben; dem Feinde jeden Schritt streitig zu machen, schien von größtem Wert für die Stimmung und den Halt der Truppen. Warum sollte das Kriegsglück sich nicht wieder wenden trotz der feindlichen Ueberlegenheit? Bei der Beurteilung der Entschlüsse darf das psychologische Moment nicht außer Betracht gelassen werden. Ein mächtiger Wille hatte die Frühjahrsoffensive getragen und am Siegesgedanken mit aller Zähigkeit festgehalten. Unfaßbar war es, daß dieser Wille an der Zahl, an der Materie zerschellen sollte. Auch der schwarze Tag des 8. August brachte noch nicht die volle Erkenntnis, daß die Entwicklung der Lage rapide dem Ende zuführte. In dem Ringen zwischen Wille und Erkenntnis hoffte man auf die Schwäche des Feindes, anstatt mit seiner Stärke zu rechnen und darauf den Rückzugsplan aufzubauen. Das Sichsträuben gegen den Gedanken, daß der Krieg verloren sei, ist psychologisch wohl erklärlich.

Daß in den Jahren des Krieges ein neuer Geist über die Welt gekommen, daß eine neue Zeit der geschichtlichen Entwicklung angebrochen war und die größten Gefahren für den Bestand des Staates von der bolschewistischen Welle drohten, wurde nicht erkannt. Die Führung des Rückzugskampfes trat unbemerkt bereits in scharfe Konkurrenz mit der Vorsorge gegen den Umsturz. Jener mußte bei schrittweiser Verteidigung gegenüber der sich immer mehr steigernden Ueberlegenheit des Feindes zu schwersten Verlusten und schnellem Verbrauch der letzten Kräfte führen, während diese Schonung der Kräfte, Herausziehen von Reserven, Bereitstellung zuverlässiger Truppen in der Heimat und deren Vorbereitung auf die neue Aufgabe erfordert hätte. In der Befangenheit durch die feindlichen Angriffe, die im August in rascher Folge einsetzten, wurde die drohende Entwicklung im Innern in ihrer Bedeutung unterschätzt.

Die feindliche Offensive arbeitete nicht mit dem Durchbruchsverfahren an einer oder zwei Stellen; an zahlreichen Stellen in kurzen Pausen anzugreifen, entsprach der Lage und der feindlichen Ueberlegenheit. Der leitende Gedanke schien dabei zu sein, das deutsche Heer zunächst auf die Maas zurückzuwerfen; dann ergab sich von selbst die Operation nach Lothringen und gegen die untere Saar mit der Absicht, das deutsche Heer in den engen Raum zwischen belgischer Grenze, Mosel und Rhein zusammenzudrängen. Wenn auch die feindliche Führung keinen solch weit ausschauenden Plan hatte, so war es doch geboten, von langer Hand auf einen solchen Fall sich vorzubereiten und den Rückzug und die Truppenverwendung darauf einzurichten. Mit der zunehmenden frontalen Angriffskraft des Feindes schwand nämlich immer mehr die Möglichkeit, sich nach eigenem Entschluß vom Feinde loszulösen und abzusetzen, um Reserven zu schaffen, ohne die binnen Kurzem die Führung hilflos den feindlichen Angriffen gegenüberstehen mußte.

Anfang September wurde in die alte Siegfriedstellung zurückgegangen; der Feind setzte alsbald die Angriffe fort, mit dem Hauptnachdruck auf der Front Armentières—Cambrai—St. Quentin. Auch die Amerikaner zeigten sich im Angriff am

12. September bei St. Mihiel. Die deutschen Truppen waren bereits Mitte September aufs äußerste erschöpft; die Feldstärken der Bataillone waren seit April auf die Hälfte gesunken; die Gefechtsstärken blieben noch ganz erheblich darunter. Es wurde nötig, 22 Infanterie-Divisionen aufzulösen, um das weitere Sinken der Stärken bei den andern möglichst aufzuhalten. Eine Ablösung der Frontdivisionen war kaum mehr durchzuführen; vier Wochen und länger mußte die Truppe im Großkampf belassen werden. Die guten Divisionen erlitten starke blutige Verluste, die schlechten hatten noch mehr Vermißte. Die Verpflegungssätze reichten nicht aus, um bei den gewaltigen Anstrengungen die physischen Kräfte zu ersetzen; auch die Folgen der Grippe-Epidemie vom Juni und Juli machten sich geltend. Die Wirkung all dieser Umstände auf die Stimmung des Heeres blieb nicht aus. Wo die Truppe unter dem Druck des Feindes weichen mußte, lockerte sich die Disziplin, die durch die Hetze von zurückkehrenden Urlaubern und von Ersatzmannschaften weiter untergraben wurde. Die Bezeichnung „Streikbrecher" wurde zum Ehrennamen der noch kampfesmutigen Truppen. Das Drückebergertum und die Unordnung im Rücken des Heeres nahm in besorgniserregender Weise zu, ohne daß man dieser Zersetzung des Heeres zu steuern vermochte.

Die Kämpfe in dieser Zeit zeigen folgendes charakteristisches Bild:

„Die meist kurze und äußerst starke Artillerievorbereitung und der Masseneinsatz von Tanks genügte, um die nicht voll kampffähige Truppe zurückzudrücken oder gar zu überrennen. Wo die Tanks noch dazu nach ausgiebiger Vernebelung unserer Stellungen überraschend auftraten, waren ihnen häufig die Nerven der Infanterie nicht mehr gewachsen. Die Tanks brachen durch unsere vordersten Linien durch, bahnten ihrer Infanterie den Weg, erschienen in unserem Rücken, erzeugten örtliche Paniken und brachten die Gefechtsführung durcheinander. Waren sie erst erkannt, so wurden die Tankabwehrwaffen und die Artillerie schnell mit ihnen fertig. Meist aber war es dann schon zu spät und der tiefe feindliche Einbruch nicht mehr zu

beseitigen. Aus den Erfolgen der Tanks sind die hohen Gefangenenzahlen und die Materialverluste der Artillerie zu erklären."

Nicht nur in taktischer Beziehung kamen wir dem Ende unserer Widerstandsfähigkeit schnell näher; auch die Operationsfähigkeit des Heeres war geschwunden. Durch Angriffsgerüchte im Elsaß hatte man sich täuschen lassen und mehrere Divisionen dorthin entsandt, die in kürzester Zeit wieder zurückgerufen werden mußten, da es an anderen Stellen brannte. Diese Bewegung verstopfte die Bahnen, die durch Räumungstransporte überlastet waren. Eine schnelle Verschiebung von Reserven, wie man sie jahrelang gewohnt gewesen war, konnte nicht mehr bewerkstelligt werden. Ueberall fehlte es an Reserven. Von den vier österreichischen Divisionen, die nach dem Westen herübergebracht worden waren, konnten zwei nur an ruhiger Front, zwei gar nicht eingesetzt werden. Sechs deutsche Divisionen, die vom Osten kamen, erwiesen sich für den Kampf im Westen als unbrauchbar. Nur bei ganz erheblicher Frontverkürzung war Aussicht, wieder einige Reserven in die Hand zu bekommen. In die Antwerpen—Maasstellung, deren Ausbau eben in Angriff genommen wurde, zurückzugehen, hielt man nicht für rätlich, weil eine durchgreifende Besserung der Lage auch davon nicht erwartet wurde. So blieb es beim schrittweisen Zurückweichen.

Gegen Ende September begann eine neue feindliche Offensive in der Champagne und den Argonnen, gemeinsam von Franzosen und Amerikanern, während die Engländer außer der Front Arras—St. Quentin nun auch in Flandern angriffen. Der Frontalangriff nahm mehr und mehr an Ausdehnung zu, und der Zeitpunkt war nicht mehr fern, wo ein allgemeiner Angriff des Feindes mit umfassender Tendenz auf beiden Flügeln sich herausbilden mußte. Das deutsche Heer ohne Reserven geriet alsdann in schwerste Bedrängnis. Auch der Durchbruch an dieser oder jener Stelle schien unmittelbar bevorzustehen. In dieser Lage brach der Gedanke sich Bahn, daß es höchste Zeit sei, dem Kampfe ein Ende zu machen, um den Bestand des Heeres zu retten. Ein Waffenstillstandsangebot

wurde als geeignet angesehen. Darin lag ein Widerspruch; allerdings konnte der Kampf dadurch beendet werden, ob aber der Bestand des Heeres damit zu retten war, blieb doch höchst fraglich, denn daran hatte der Feind, auf dessen Absichten und Willen es beim Abschluß eines Waffenstillstandes ankam, nicht das allermindeste Interesse. Auch waren die Imponderabilien nicht zu übersehen, die im Gefolge eines solchen Schrittes unausbleiblich waren. Der Zeitpunkt war höchst ungünstig, weil das Heer mitten in einer Bewegung begriffen war, die ein allgemeines Frontmachen zum Kampfe nicht erlaubte. Im übrigen hatte der Feind keinen Anlaß, mit dem Abschluß des Waffenstillstandes sich zu beeilen; im Gegenteil, wenn dem deutschen Heere scharf an der Klinge geblieben wurde, so konnte es leicht gelingen, gleichzeitig mit ihm die Maas zu überschreiten. Vielleicht konnte sogar zuguterletzt den Deutschen noch eine Katastrophe bereitet werden. Kein Feind wird sich eine solche Aussicht gern entgehen lassen.

Aber auch politisch war das plötzliche Waffenstillstandsangebot höchst gefährlich, da das eigene Volk und Heer nicht im mindesten darauf vorbereitet waren. Von der Bestürzung zur Panik ist nur ein kleiner Schritt; es läßt sich eben das Steuer der öffentlichen Meinung nicht plötzlich herumlegen; eine solch gewaltige Aenderung des politischen Kurses, wie sie nach vierjähriger Siegeshoffnung in dem völlig unerwarteten Waffenstillstandsangebot lag, bedurfte der vorsichtigen politischen Einsteuerung seitens des Staatsmannes.

So hat sich in der Tat die Idee des Waffenstillstandes um den Bestand des Heeres zu retten als ein Irrtum herausgestellt. Es wäre besser gewesen, dem Staatsmann frühzeitig mit dürren Worten zu sagen: „Der Krieg ist verloren, sieh zu, wie Du Frieden machst.“ Das Heer aber mußte so gut oder so schlecht es ging ohne viel Aufenthalt hinter einen verteidigungsfähigen Abschnitt zurückgeführt werden, hinter dem es wieder Front machen und zur Abwehr sich ordnen konnte.

12. Nemesis.

Im Herbst 1918 hat sich erfüllt, was in langer historischer Entwicklung eingeleitet war. Unter dem Zwange tragischer Selbsttäuschung ist das Verhängnis über uns gekommen; was einsichtige Männer befürchtet hatten, trat ein: das staatliche Gefüge hielt der gewaltigen Erschütterung nicht stand. Wir hatten versäumt, in Voraussicht des Sturmes rechtzeitig neue Säulen und Träger dem Bau einzufügen; das Wunder vom Himmel blieb aus und der letzte Versuch, mit politischer Hilfe von feindlicher Seite um den Verlust des Krieges herumzukommen, war ein Selbstbetrug. Die ideologische Kniebeugung vor dem Feinde hat uns vollends ganz zu Boden geworfen. Der politische Irrsinn, der den Bestand des Heeres der Friedenssehnsucht in einem Augenblick zum Opfer brachte, wo eine staatsmännische Führung dieses politischen Werkzeugs gegenüber den Forderungen des Feindes am dringendsten bedurft hätte, läßt sich nur aus der physischen und psychischen Erschöpfung des Volkes erklären.

Das Zeitalter von 1890 bis 1918 bleibt ein beredtes Zeugnis deutschen Wesens; hohe geistige Fähigkeiten, unermüdliche Arbeitskraft, faustisches Streben haben uns emporgetragen; auf der Jagd nach der Illusion, die wir als unser gutes sittliches Recht ansahen, sind wir in den Abgrund gestürzt. Dem deutschen ingenium fehlt eben die starke Prise Wirklichkeitssinn, die den Angelsachsen auszeichnet. Auch ein titanischer Wille ohne Maß und Zügelung vermochte nicht das Unerreichbare zu greifen.

Mehr Wirklichkeitssinn ist die Mahnung des Weltkrieges an das deutsche Volk: die Dinge zu sehen, wie sie wirklich liegen, damit wir unbefangenen Sinnes den Weg in ein neues Zeitalter finden, das unabänderlich angebrochen ist und dessen Geist noch nicht klar erkennbar sich zeigt. Was sich aus der gewaltigen Gärung der Zeit herauskristallisieren wird, steht dahin; alle Triebe der menschlichen Natur sind wachgerufen und drängen sich hervor im Sturme der politischen Leidenschaften. Man kennt das deutsche Volk nicht wieder, das

1914 in den Krieg zog, um die Errungenschaften einer glänzenden politischen und wirtschaftlichen Entwicklung mit seinem Blute zu verteidigen. Flammende nationale Begeisterung, Liebe zur Heimat, Stolz, ein Deutscher zu sein, einte alle; das gemeinsam vergossene Blut scheint nicht ausreichende Bindekraft zu haben, um die zersetzenden Triebe zu unterdrücken. In krankhaftem Wahne befangen, irren die Parteien hierhin oder dorthin und wollen nicht erkennen, daß uns nur die Wahl bleibt zwischen Einigkeit und Untergang. Statt die historische Aufgabe, das Werk Bismarcks zu vollenden, mit ganzer Kraft und voller Seele zu erfassen, pocht jeder auf seinen Schein und will sich nicht der politischen Notwendigkeit fügen, in der die Wahrheit liegt.

Solange der Streit über Monarchie, Republik oder Rätediktatur in heftiger Leidenschaft entbrannt ist, wird das politische Leben von immer wiederkehrenden Stürmen aufgepeitscht werden und die einigenden Kräfte des Volkes verzehren. Noch scheint die Erhitzung der Gemüter ihren Höhepunkt nicht erreicht zu haben, trotzdem durch alle Schichten der Bevölkerung ein tiefes Sehnen nach innerem Frieden und ruhiger Arbeit geht. Diesem Bedürfnis Rechnung zu tragen ist die erste Pflicht eines jeden, der auf das öffentliche Leben Einfluß hat. Wer die Leidenschaften aufpeitscht, zerstört die Einigkeit. Der Wirklichkeitssinn muß die Oberhand gewinnen über den Streit um die Staatsform. Die Rätediktatur ist für ein kulturell und wirtschaftlich hochstehendes Volk unmöglich. Die Monarchie hat Deutschland groß gemacht und unbestreitbare Vorzüge für die Führung der politischen Geschäfte und das Gedeihen der Wirtschaft. Wenn Friedrich der Große vom Himmel stiege, so würde er das neue Zeitalter verstehen und durch die göttlichen Gaben des Genies der Führer sein. Die deutschen Monarchien, die im Sturme des Weltkrieges dahingegangen sind, entstammten in ihren Wurzeln längst vergangenen Zeitaltern und sogen ihre Kraft aus der vielseitigen Kultur der deutschen Stämme. Diese hat Bismarcks Genie zusammengeschmiedet; sein Werk soll den Sturm des Weltkrieges überleben, somit liegt im Einheitsgedanken unsere Zu-

kunft, nicht aber in der Rückkehr zu ſtaatlichen Formen, die aus einer Epoche politiſcher Zerſplitterung hervorgegangen ſind. Eine Monarchie der Zukunft dürfte niemals in Stammeseigentümlichkeiten Wurzel ſchlagen, ſondern allein in Geiſt und Kraft des ganzen Volkes. Ein politiſches Genie allergrößten Stiles müßte der Mann ſein, dem es gelänge, die deutſche Einheitsmonarchie in den Sattel zu heben.

Die deutſche Republik iſt bis jetzt ein Staatskleid, das weder ſchön ausſieht noch gut ſitzt. Ob die republikaniſche Staatsform ſich dem deutſchen Weſen und dieſes jener mit der Zeit anpaſſen wird, iſt ebenſo unſicher wie die Hoffnung auf die Einheitsmonarchie. Worauf es ankommt, das iſt die Einigkeit des deutſchen Volkes zu ſtabiliſieren als einen rocher de bronce, an dem alle Stürme der Zeit zerſchellen. Dieſe Aufgabe kann, ſo wie die Dinge wirklich liegen, nur die nationale Republik erfüllen; wer ſich gegen dieſe Einſicht ſträubt, fördert bewußt oder unbewußt die Zerſetzung des Volkes, die entweder zur Zerſchlagung Deutſchlands oder zum Bolſchewismus führen muß. Viele meinen, beides wäre der beſſere Weg, die einen, indem ſie hoffen, durch die Zerſchlagung würde der innere Drang zur Wiedervereinigung aufs höchſte geſteigert, die andern, indem ſie aus dem Bolſchewismus die Geburt einer neuen Monarchie erwarten. Auf ſolche Pläne, die an die Illuſionen der vergangenen Zeit erinnern, kann ein großes Volk ſeine Zukunft nicht aufbauen, weil die Entwicklung einer ſpäteren Zeit ſich nicht vorherſehen und nicht beherrſchen läßt. Was man noch beſitzt, ſoll man feſthalten und aufs zäheſte verteidigen; noch iſt das Deutſche Reich nicht zerſchlagen, noch iſt der Bolſchewismus nicht an der Macht. In dem politiſchen Kampfe der Gegenwart gilt es die Mittel zu wählen, wie ſie ſich bieten und wie ſie Erfolg verſprechen. Auf die Staatsform kommt es viel weniger an als auf den Geiſt, der das ganze Volk durchdringen muß, damit die Zerſetzungsgifte aus dem Volkskörper ausgeſchieden werden. Nicht Monarchie oder Republik iſt die Schickſalsfrage, ſondern Einigkeit oder Untergang des Deutſchen Reiches. Die Republik wird aber ihre hiſtoriſche Aufgabe nur dann erfüllen, wenn

die Besten des Volkes, ohne Unterschied der Partei, sich zusammenfinden in der innersten Ueberzeugung, daß nur auf diesem Wege unser politisches Leben von den revolutionären Stürmen befreit und unsere Wirtschaft wieder in gesunde Bahnen gelenkt werden kann.

* * *

„Es gibt in diesem Augenblick nur eine Pflicht: sich dem öffentlichen Wohle zu weihen. Die Pflicht einer völligen Selbstentäußerung, völligen Vergessens persönlicher Rücksichten; man muß sich unter einem achtenswerten Mann sammeln, seine Arbeit teilen, erleichtern, ihm Anhänglichkeit zeigen und aufrichtiges Verlangen, ihm beizustehen. Nicht durch Schroffheit der Grundsätze, sondern durch weise, vorsichtige Haltung, durch abgemessene, beharrliche und regelmäßige Tätigkeit, durch Selbstverleugnung gelingt es, einen wohltätigen und glücklichen Einfluß zu bewahren, viel Gutes zu tun und viel Uebles zu verhindern" (Freiherr vom Stein).

Unser Volk leidet schwer unter den Wirkungen des moralischen Niedergangs, den der Krieg hervorgerufen hat; eine sittliche Erneuerung, wenn es nicht anders geht, durch das Läuterungsbad des tiefsten Elends, ist nötig. Lasterhafter Eigennutz oder verbrecherische Torheit sind die häufigen Triebfedern in einer Zeit, wo es für jeden Deutschen gilt, nach dem Rate des Freiherrn vom Stein zu handeln. Statt Arbeit und Entbehrung, wie es unsere wirtschaftliche Lage erfordert, sind Streiks und Genüsse an der Tagesordnung. Statt die Produktion zu fördern, damit die Güterknappheit vermindert wird, tut man das Gegenteil. Das Mene Tekel, das in dem Rückgang der landwirtschaftlichen Produktion der ganzen Welt sich erschreckend erhebt, wird nicht beachtet. Die günstige Konjunktur des Marktes benützt der Schieber, um Riesengewinne einzuheimsen; der „Revolutionskapitalist" ist die typische Erscheinung des wirtschaftlichen Lebens, die den Arbeitsertrag anderer mit Geriebenheit ohne Arbeit ansammelt. Die Proletarisierung des Mittelstandes scheint nicht mehr aufzuhalten. Unter Arbeit für das Gemeinwohl versteht man die

Ausbeutung des Staates, dessen Haushalt auf allen Gebieten mit steigendem Defizit belastet wird; die Notenpresse arbeitet bis zur äußersten Abnutzung, um den Bedarf an Geldzeichen, die keinen Kaufwert haben, zu decken. Kein Mittel scheint geeignet, um dem drohenden Staatsbankerott vorzubeugen, und niemand faßt den Mut, mit der Reinigung des Augiasstalles den Anfang zu machen. Parlament und Regierung beschränken sich darauf, mit der Steuermaschine ebenso zu arbeiten wie mit der Notenpresse nur mit dem Unterschied, daß jene sehr viel schneller abgenutzt sein wird als diese. Der Gedanke, daß mit der Verringerung der Ausgaben und der Vereinfachung des gesamten Apparates der Anfang gemacht werden müsse, bricht sich um so weniger Bahn, als das neue System offenbar auch dem Grundsatz huldigt: „Geld spielt keine Rolle", ebenso wie das alte während des Krieges. Dieses wollte damit den Krieg gewinnen, jenes täuscht dem Volke Reichtum vor, während wir der Verarmung mit Riesenschritten entgegengehen. Das wirtschaftliche Prinzip, mit den geringsten Betriebskosten Höchstleistungen zu erzielen, das unserer finanziellen Lage entsprechen würde, scheut man aus politischen Gründen in Anwendung zu bringen. So gleicht das Staatswesen jenem Kinderspielzeug, das man aufbläht, bis es platzt. Die Hypertrophie der Zentralstellen, das Erbe der Kriegswirtschaft, geht unaufhaltsom weiter und führt automatisch zur Vermehrung statt zur Verminderung der staatlichen Arbeit, die zum Selbstzweck wird und immer mehr an Ansehen im Volke verliert, weil der sichtbare Erfolg im Mißverhältnis zum Aufwand an Kraft und Zeit steht. Die Unzufriedenheit mit der Tätigkeit der Staatsmaschine zieht immer weitere Kreise; es bleibt nicht verborgen, daß an vielen Stellen in gegenseitiger Unkenntnis ohne Zusammenhang gearbeitet wird, der Bürokratismus blüht mehr als je; viel Reden und Schreiben, langsame Erledigung der Geschäfte sind die charakteristischen Merkmale eines Staatswesens, das nicht mehr auf einem gesunden organischen Aufbau beruht. Wen kann es wundernehmen, daß einerseits der Ruf nach dem starken Manne sich wiederholt, andererseits die Arbeiterschaft im Glauben befangen ist, es besser machen zu

können, wenn man ihr die Staatsmaschine überantworten würde. Beide Vorschläge taugen nichts, denn ein Herkules genügt bei weitem nicht, und mit dem Unverstand der Masse läßt sich noch weniger regieren; es bleibt nichts übrig, als das vielgebrauchte, aber wenig befolgte Wort „Freie Bahn dem Tüchtigen", d. h. demjenigen, der für sein Fach Begabung gezeigt und darin etwas gelernt hat, in die Tat umzusetzen. Doch scheint die entscheidende Instanz zu fehlen, die die Tüchtigen aussucht; viele halten sich berufen, an der Futterkrippe teilzunehmen — und viele sind auserwählt, da ein Areopag der Tüchtigsten fehlt, der scharfe Sichtung vornimmt. Oder ist nicht doch ein solcher vorhanden? Das Kollegium von Männern, das durch das Vertrauen der Mehrheit des Volkes berufen an der Spitze des Staatswesens steht? Die öffentliche Meinung billigt nicht allgemein diesem Kollegium das Prädikat unbestreitbarer Tüchtigkeit zu. Auch der Maßstab, der angelegt werden soll, ist viel umstritten; parteipolitische Interessen machen ihn zu einer biegsamen Weide. Sollte nicht der Rat des Freiherrn vom Stein für den Maßstab gute Marken geben: Selbstentäußerung, Vergessen persönlicher Rücksichten, weise, vorsichtige Haltung, abgemessene, beharrliche und regelmäßige Tätigkeit? Oder mit anderen Worten: der ausgeglichene Charakter der Persönlichkeit, der die Gewähr dafür bietet, die Dinge zu sehen, wie sie wirklich liegen, während Schroffheit der Grundsätze ebenso wie Schwäche gegenüber der Masse niemals den wahren Kern der Dinge erkennen wird. Es ist nicht zu leugnen, daß bei dem Irrsinn der Zeit es Persönlichkeiten von Charakter und staatsmännischer Begabung schwer fallen wird, sich durch das Dickicht der Parteiinteressen emporzuarbeiten, um so schwerer, als es bei uns üblich ist, im politischen Gegner einen schlechten Kerl zu sehen; die Entfaltung der staatsmännischen Begabung wird dadurch unterdrückt. Denn selbst das größte politische Genie bedarf ein gewisses Maß von Vertrauen auch vom politischen Gegner, wenn dies auch nur dadurch zum Ausdruck kommt, daß es mit stets anständigen, wenn auch noch so scharfen Waffen bekämpft wird. —

Wir leben in einem offensichtlichen Konflikt zwischen Ideen und Interessen und finden nicht den richtigen Ausweg. Die vom Kriege in Bewegung gesetzten politischen Strömungen prallen immer wieder mit Heftigkeit aufeinander; der demokratischen Welle ist die bolschewistische gefolgt. Ob dem Zeitalter des Imperialismus das des Bolschewismus folgen wird, ist die Schicksalsfrage Europas, vielleicht der ganzen Welt. Die einen sehen in der Demokratie, die andern im Sozialismus die Gesundung. Da es nicht schnell genug geht, versucht man auch, sie durch militärische Putsche zu erzwingen, die gerade das Gegenteil bewirken. Die Kräfte zur Abstoßung des bolschewistischen Giftes müssen in der Blutbahn des Volkskörpers sich bilden und von innen heraus wirken. Zwei Mittel gibt es, den Gesundungsprozeß zu fördern: das eine heißt Arbeit für das Gemeinwohl, diese Pflicht ist den Volksgenossen immer wieder einzuhämmern; das andere Mittel ist das Messer des Chirurgen, um mit scharfen Schnitt die Pestbeulen aufzuschneiden, die sich am Volkskörper zeigen. Keine Regierung darf darauf verzichten, das Messer scharf zu halten und rechtzeitig anzuwenden. Dem deutschen Volke scheint die Vorsehung auferlegt zu haben, die zerstörende Kraft des Bolschewismus zu brechen und die europäische Wirtschaft vor dem Ruin zu bewahren.

* * *

Ein alter königlicher Denker meinte, alles Gold über der Erde und unter der Erde wiege die Tugend nicht auf; er entbrannte in heiligem Zorn über das Verhalten der Vielen, die ohne Ernst und ohne Einsicht nach schwankender Lust und Laune über die wichtigsten Dinge beschließen und durch lärmende Massenwirkungen die Seelen den wahren Zielen entfremden. Er erhoffte ein Reich der auf Einsicht gegründeten Tugend; seine Hoffnung hat sich bis auf den heutigen Tag nicht erfüllt und wird, solange der Mensch von Naturtrieben beherrscht bleibt, sich nie erfüllen. Bei der Unvollkommenheit aller Dinge bleibt nichts übrig als den Staat auf die Macht zu gründen. Die „Tugend" des Staates soll darin liegen, daß

derjenige, der die Macht gebraucht, die höhere Pflicht des Gesamtwohls als einzige Triebfeder seines Handelns wirken läßt. Eine Regierung, die diese Tugend nicht besitzt, steht auf schwachen Füßen. Eine proletarische Räteregierung denkt nicht daran, sich um das Gesamtwohl zu kümmern, sie kann nur durch die Tyrannis mit dem Terror herrschen. In der Demokratie soll zum Ausdruck gelangen, daß das Gesamtwohl des Volkes, wie es durch Mehrheitsbeschluß festgestellt wird, die Richtschnur für die Handlungen der Regierung bildet. Leider gehen die Ansichten darüber, was dem Volke frommt, häufig stark auseinander und nicht selten wird Parteiinteresse mit Gesamtwohl verwechselt. Die Aristokratie, einst die Herrschaft der „Besten" nach Geburt und Besitz, ist überall dem natürlichen Gleichheitsdrang erlegen und hat keine Aussicht, wiederzukehren, weil die hochentwickelte Kultur und Zivilisation großer Völker den demokratischen Gedanken in sich selbst trägt. Ob es der politischen Entwicklung in Deutschland vorbehalten bleiben wird, den demokratischen Gedanken mit dem aristokratischen zu versöhnen, indem die Auswahl der Tüchtigsten auf demokratischer Grundlage gelingt, steht dahin. Eins aber ist in unserer Lage die Forderung der Zeit: die Regierung soll auf hohem, ethischem Standpunkt über die Parteien sich erheben, selbst wenn sie aus Parteien gebildet ist, damit das Volk aus dem moralischen Sumpf, in dem es steckt, emporgeführt wird. Es will aufblicken zu den Männern, die Führer sind, um den eigenen inneren Halt wiederzufinden. Auch wünscht es, die Regierung „stark" zu sehen, damit die offenkundigen Krebsschäden im Staate mit Pech und Schwefel ausgebrannt werden. Autorität der Regierung und ihre Macht stehen in engster Wechselbeziehung. Auf parteipolitischem Boden ist beides nicht zu gründen, weil dort nur Terror oder Schwäche wachsen kann. Die bewaffnete Macht des Staates kann nur außerhalb der Partei bestehen, oder sie wird nicht sein; ihren inneren Halt findet sie lediglich in der Pflicht gegenüber dem Gesamtwohl, über das zu entscheiden die verfassungsmäßigen Vertreter des Volkes berufen sind. In den politischen Gärungen der Zeit, von denen auch die Wehrmacht nicht unberührt bleibt,

ist es bedeutsam für ihren inneren Zustand, daß nicht der Anschein erweckt wird, als ob die Regierung die Pflichten gegenüber dem Gesamtwohl hintanstellt. Dieses Moment ist um so wichtiger, als im militärischen Denken ein sehr feines Gefühl dafür vorhanden ist, was die Staatsautorität mindern könnte. Daß die Wehrmacht von jeder politischen Propaganda freizuhalten ist, bedarf keines besonderen Nachweises, da im Gehorsam das Wesen der bewaffneten Macht als politischem Werkzeug liegt.

Vom Millionenheer eines mächtigen Volkes zum Söldnerheer eines nicht gefestigten Staates ist ein schwerer Schritt; deshalb ist es töricht, das Ansehen der Wehrmacht zu untergraben, weil dieser Uebergang mit schweren Erschütterungen der Macht selbst vor sich geht; mit verständnisvoller, liebender Hand und mit vorsichtigen Schlägen das andersgeartete Werkzeug zu schmieden ist nötig, wenn der Stahl nicht zerspringen soll.

Die Epoche der Kriegführung mit Millionenheeren ist für Deutschland abgeschlossen, weil unsere volkswirtschaftliche Kraft Aufstellung und Unterhaltung eines Millionenheeres nicht mehr ermöglicht. Im Rahmen des Erreichbaren die Wehrkraft zu erhalten, wird die Aufgabe der Zukunft bleiben, solange nicht der pazifistische Gedanke sich durchgerungen hat. Vom Völkerbund hat man neuerdings nicht viel gehört, nur das eine, daß ihm die Machtmittel fehlen, seinen Willen durchzusetzen. Ob Europa nach der Erschöpfung durch den Weltkrieg eine lange Periode des Friedens beschert sein wird, ist fraglich und hängt weniger von uns als von unseren bisherigen Feinden ab.

Nur jugendliche Torheit und seniler Eigensinn schwärmen von der Wiederaufnahme des Kampfes gegen die Franzosen im Bunde mit dem revolutionären Rußland. Man wünscht sich einen Yorck redivivus herbei und meint gar mit vorzeitlichen Waffen gegen Maschinengewehre und Panzerwagen angehen zu können. Das Widersinnige einer Vereinigung der roten und schwarz-weiß-roten Fahne sucht man mit der „Veredelung" des Bolschewismus zu entschuldigen. Nur im Ge-

danken der Weltrevolution wäre dieser Kampf denkbar; doch Rußland denkt nicht daran, für deutsche Interessen einen Kampf zu führen, zu dem es nach seiner eigenen wirtschaftlichen Lage unmöglich befähigt ist. Der kriegerische Gedanke ad restitutionem in integrum ist nicht Wirklichkeitssinn; Wirtschaft oder Revolution steht zur Wahl, wobei unsere bisherigen Feinde dasselbe Interesse haben wie wir, obschon sie es vorläufig nicht einsehen wollen. Der Akt von Versailles hat, wie vorauszusehen war, den wahren Frieden, der im Wirtschaftsleben liegt, nicht gebracht, wohl aber die revolutionäre Gärung gefördert.

Noch lange Jahre werden vergehen, ehe die wirtschaftliche Sturmflut, die über die ganze Welt ging, sich ganz verlaufen haben wird, noch sind die politischen Folgen des Krieges nicht abzusehen; eine völlige Umgestaltung der weltpolitischen Verhältnisse ist sicher, die Kultur der alten Welt steht auf dem Spiele. Der Zustand ist weit entfernt von dem, was die Sehnsucht aller Völker von der Beendigung des Kampfes erwartet hatte. Haß und Verblendung haben den Feinden die Feder geführt, als sie den Frieden vorschrieben, der kein Friede ist. Was für Deutschland unerfüllbar ist, wird für die Welt unerträglich sein. Noch ist die Zeit nicht gekommen, wo die Erkenntnis gemeinsamer Interessen Haß und Verblendung überwinden wird. Das deutsche Volk wird nicht zur Ruhe kommen, solange es die Schlinge von Versailles am Halse fühlt. Europa wird ein brodelnder Hexenkessel bleiben, solange die revolutionäre Gärung nicht durch die wirtschaftliche Solidarität aller europäischen Völker zur Ruhe kommt.

Das politische Genie von Lloyd George hat mit dem Akt von Versailles den Höhepunkt überschritten und einen Weg eingeschlagen, der für das englische Weltreich in der Ferne die größten Gefahren zeigt. Frankreich maßt sich an, militärisch gesiegt zu haben; der politische Sieg Englands wird durch den wirtschaftlichen Amerikas übertroffen. Es wird die Zeit kommen, wo weder Frankreich noch England sich ihres Sieges werden freuen können.

Es gibt nur einen Weg, der das alte Europa aus dem Chaos herausführt, der seine Wirtschaft wieder flott machen und ihm seine kulturelle Stellung in der Welt erhalten kann, der die Völker vom bolschewistischen Irrsinn erlösen wird, das ist die gemeinsame Liquidation des Weltkrieges. Zu dieser befreienden Tat mögen sich die Besten aller Völker in einmütiger Erkenntnis zusammenfinden, daß derjenige den größten Sieg erringt, der sich selbst überwindet.

***

Soeben erschien in zweiter, vermehrter Auflage:

Aus rheinischen Jugendtagen

von Paul Kaufmann

Mit 17 Bildern in Kupfertiefdruck

Preis geheftet Mark 33.—,
in Leinen gebunden Mark 45,—
zuzügl. 20 Prozent Teuerungszuschlag

Das aus der Feder des Präsidenten des Reichsversicherungsamts hervorgegangene treffliche Werk hat die verdiente Aufnahme gefunden. Schon wenige Wochen nach dem Erscheinen war die erste Auflage vergriffen. Die zweite Auflage hat der Verfasser sorgfältig durchgearbeitet und mehrfach ergänzt. Dabei sind namentlich kulturgeschichtliche Betrachtungen vertieft und politische Schlaglichter schärfer herausgearbeitet worden. Die Presse hat die hervorragende Bedeutung dieses Memoirenwerkes voll gewürdigt, wie sehr zahlreiche Besprechungen beweisen.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung

Georg Stilke, Verlagsbuchhandlung
Berlin NW. 7, Dorotheenstraße 66/67

J. S. Preuß, Berlin S. 14, Dresdener Straße 43.

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 061176514